Magazin des Soldaten HEFT 10 • OKTOBER 1967 • PREIS MDN 1,–

ARMEE Rundschau

Drum singe, wem Gesang gegeben . . . In unserer Einheit nutzt man die Stimmbänder, wir singen oft und gern. Unser Chor ist zwar sicher nicht rundfunk-reif, aber uns macht's Spaß, und man hört uns sogar zu. Es war im Juli. Wir hatten mit dem Dorfklub in Jüdenberg für das Wochenende ein Sängertreffen vereinbart. Erwartungsvoll bestiegen wir die LKW, und pünktlich Sonnabend nachmittag vierzehn Uhr rollten wir mit Gesang in Jüdenberg ein. Vor der Bürgermeisterei erwartete uns jedoch eine unangenehme Überraschung. Die Sekretärin wollte gerade die Tür abschließen. Etwas überrascht sah sie uns vom LKW springen. „Was denn, ihr kommt doch? Wir dachten, ihr seid zu einer Übung. Den Abend haben wir hier abgesagt."

Was nun? Irgend etwas war hier schief gelaufen, da mußte es ein Mißverständnis gegeben haben. Das zu ergründen, war jetzt sinnlos. Aber einfach wieder nach Hause fahren, kam auch nicht in Frage. Unser Singeabend mußte doch zu retten sein. Bloß wie konnte man in den paar Stunden die Bevölkerung des Dorfes noch einladen? Hatte keiner eine Idee?

Die Sekretärin zuckte die Achseln.

Mehr für sich meinte sie: „Der Hinsch, Hermann? Nein, das geht nicht. Mit seinen 70 Jahren können wir den mit seiner Glocke nicht noch mal losschicken."

„Mit der Glocke . . .? Na könnte nicht einer von uns . . .?"

Klar, das war die Lösung. Jetzt nur keine Zeit mehr verlieren. Flieger Eckardt und Flieger Wachtel zogen los. Eckardt schwang die große Amtsglocke, und Wachtel ließ sein volles Organ ertönen: „Bekanntmachung! Heute Abend großer Musikabend im Dorfklub. Es treten auf der Chor und die Kapelle der Nationalen Volksarmee Brandenburg. Alle Einwohner sind herzlich eingeladen."

So marschierten sie quer durch das Dorf. Begeistert zog ein ganzer Schwarm Kinder hinter ihnen her. Überall öffneten sich die Fenster. Die Leute schauten zwar etwas erstaunt auf die neuen uniformierten Ausrufer, aber die Sache schien doch zu klappen. Für ein älteres Muttchen war aber die Überraschung zu groß. Über den Brillenrand blinzelnd, fragte sie verwundert die Nachbarin: „Der sieht ja aus und klingelt wie der Hinsch, Hermann, aber hat denn der jetzt eine Uniform?"

Nun waren wir gespannt, ob unsere beiden Ausrufer auch Gehör gefunden hatten.

Und ob, kann man nur sagen. Der Saal im Dorfklub war am Abend überfüllt. Die Stimmung war prächtig. Lange saßen wir anschließend noch mit den Dorfbewohnern zusammen. Besonders unsere Genossen Eckardt und Wachtel hatten die Sympathien der Einwohner von Jüdenberg gewonnen. Die einhellige Meinung: „Ihr wart als Ausrufer beinahe so gut wie unser Hinsch, Hermann." *Hauptfeldwebel Meißner*



Illustration: Harri Parschau

ZWISCHEN WECKEN UND ZAPFENSTREICH



POSTSACK

Gleichberechtigt unter Freunden

Wann wurde die NVA in die Vereinten Streitkräfte der Mitgliedstaaten des Warschauer Vertrages einbezogen? Gefreiter Mehs, Schwerin

Am 24. Mai 1958.

Streitobjekt AR

Liebe AR, Du bist einfach dufte und gefällst uns sehr. Wirst Du uns ins Haus gebracht, gibt es gleich einen heißen Kampf. Ob jung, ob alt, jeder will der erste beim Lesen sein.

Familie Biewald, Frankfurt/O.

Bis 1952 eingesetzt

Kann ich von Ihnen Angaben über den ehemaligen USA-Panzer „Sherman" bekommen?

Wolf-Dieter Wettenkoffer, Aue

Es war ein mittlerer Panzer; Gefechtsgewicht: 35 Mp; Bewaffnung: 76-mm-Kanone, 3 MGs; Panzerung: 38-100 mm; Höchstgeschwindigkeit: 40 km/h.

Dienen in anderen Einheiten

Was ist Wehrersatzdienst?

Dieter Feist, Neubrandenburg

Der Dienst im Ministerium für Staatssicherheit, in den Volkspolizeibereitschaften, Einsatzkompanien der Transportpolizei und in den Baueinheiten der NVA.

Hat Typenblätter übrig

Von den Typenblättern der AR in den letzten sechs Jahren habe ich fast alle Blätter doppelt. Im Tausch gegen Colorkarten, Motivmarken (Blumen, Tiere) und ausländische Modellbahn-Literatur gebe ich gern welche ab.

Roland Pausch, 9308 Jöhstadt,
Wilhelm-Külz-Str. 149

Aggressionswaffen

Wieviel Zerstörer wurden für die faschistische Kriegsmarine gebaut?

Werner Furchner, Freiberg

In der Zeit von 1935–1944 wurden 51 Zerstörer hergestellt. Die Schiffe Z 52–56 wurden nicht vollendet.





Zwei Gruppen

Wie ist überhaupt die Einteilung der Reserve der Nationalen Volksarmee?
Oberfeldwebel d. R. Tissanto, Leipzig

Zur Reservegruppe I gehören ungediente Wehrpflichtige, Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere (bis Hauptmann) bis zum 35. Lebensjahr sowie Offiziere ab Major bis zum 60. Lebensjahr. Die Reservegruppe II umfaßt ungediente Wehrpflichtige, Soldaten und Unteroffiziere ab 36. bis zum 50. Lebensjahr (beim Verteidigungszustand bis zum 60. Jahr) sowie Offiziere bis Hauptmann vom 36. bis zum 60. Lebensjahr.

Nach schwerer Krankheit

Ich möchte gern wissen, warum es keinen Genesungsurlaub mehr gibt.

Eva Kälker, Roßwein

Er kann nach wie vor gewährt werden. Darüber entscheidet der Kommandeur des Truppenteils auf Vorschlag des Arztes.

Gedächtnisstütze

Die AR hält Verbindung zu uns Reservisten. Die vier Jahre seit meiner Entlassung sind eine lange Zeit, und man vergißt vieles. Durch die AR wird uns so einiges wieder ins Gedächtnis zurückgerufen. Ich grüße meine ehemalige Kompanie in Torgelow, besonders die Genossen Wessel, Bracke, Pohl, Fischer, Wellborn und Hoeft.

Unteroffizier d. R. Werner, Berlin

Alle kommen 'ran

Werden Matrosen der Seereederei auch zum Wehrdienst eingezogen?

Rainer Thiel, Rostock

Jawohl, denn die Wehrpflicht besteht für die männlichen Bürger der DDR vom 18. Lebensjahr an.

„Blauer Junge" gesucht

Ich würde mich sehr freuen, wenn die AR mir bei der Suche nach einem ehemaligen „Mitkämpfer", dem Genossen Udo Piller, helfen könnte. Wir dienten zusammen bei der Volksmarine von 1961 bis 1965.

Meister d. R. Licker, 83 Pirna,
Karl-Liebknecht-Str. 17

Es geht nach Plan

Darf ein Vorgesetzter einem wehrpflichtigen Soldaten befehlen, wann er seinen Jahresurlaub zu nehmen hat?

Gefreiter Anthes, Torgelow

Jawohl. Vorgesetzte haben den Urlaub so zu planen und zu gewähren, daß die Gefechtsbereitschaft der Einheit ständig erhalten bleibt und die Forderungen der Gefechtsausbildung gewährleistet werden. Soweit es die dienstlichen Belange zulassen, sind dabei persönliche Wünsche zu berücksichtigen.

Schönheit mit Fehler

Der Rücktitel im Juliheft zeigt ein attraktives Mädchen. Aber diesem „steilen Zahn" fehlt ja ein Zahn! Hätte sie doch bloß den Mund zugemacht!

Unteroffizier Zuppel, Leipzig

„Schülergeld"

Was für Dienstbezüge erhalten die Offiziersschüler?

Manfred Berger, Wachtnitz

Im ersten Lehrjahr 200,– MDN, jedes weitere Lehrjahr 100,– MDN mehr.

In zwei Jahren ist es soweit

In einem Ihrer Hefte erwähnten Sie das „Sportkomitee der befreundeten Armeen" (SKDA), welches 1958 in Leipzig die erste Spartakiade der sozialistischen Armeen durchführte. Wann findet das zweite Sportfest dieser Art statt?

Gefreiter Anselm, Rostock

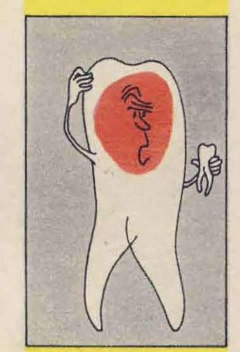
Die II. Sommerspartakiade wird im August 1969 in der UdSSR organisiert. 13 Sportarten stehen auf dem Programm.

Am eigenen Leibe erlebt

Betrifft „Musterung nach Großväterart?" im Heft 7. Die Wehrpflichtigen von heute können sich keine Vorstellung machen, in was für einer oft widerlich-abstoßenden Art die Musterungen bis 1945 vor sich gegangen sind. Die Bezeichnung „Menschenbeschauung" dürfte bestimmt zutreffen. Die Atmosphäre im Musterungsraum war beklemmend, und das schier metzgerische Getue der Stabsärzte, der brutal-tierische Ton ihrer Stimme erweckten ein Gefühl der Abscheu. Das kann ich aus eigener Erfahrung berichten. Josef Werner, Görlitz

Mehr in die DV hineinschauen

Ich ärgere mich, wenn die AR die Soldaten zur Oberflächlichkeit erzieht, indem sie einige Dienstvorschriften ersetzt. Fragen nach dem Urlaub u. a. gehören meiner Meinung nach nicht in das Magazin. Diese Genossen sollten Sie auf die entsprechenden Dienstvorschriften verweisen, die für jeden Armeeangehörigen zugänglich sind. Unterleutnant Völtz, Pasewalk





24 Stunden andere Pflichten

Muß ein UvD, welcher vergattert worden ist, an der normalen Ausbildung teilnehmen?

Unterfeldwebel Körner, Johanngeorgenstadt

Der Tagesdienst wird zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnung, zum Schutz der Waffen, der Räume und des Geräts der Einheit sowie zur Lösung anderer innerdienstlicher Aufgaben eingesetzt. Diese Dienstpflichten verbieten eine Teilnahme an der Ausbildung.

Von der Armee versorgt

Ich leiste jetzt meinen Reservistendienst. Erhalte ich im gegebenen Falle Krankengeld?

Unteroffizier d. R. Tilltz, Leipzig

Nein, für diese Zeit ruht der Anspruch auf Krankengeld der Sozialversicherung. Die Leistungsansprüche der Familienangehörigen bleiben dagegen erhalten.

Erholung konnte pünktlich beginnen

Vor einiger Zeit fuhr ich mit meiner Familie und meinem Wartburg in den Urlaub. Bei Greifswald streikte plötzlich der Motor des Wagens; trotz emsigen Bemühens konnte ich den Defekt nicht finden. Unaufgefordert hielt ein Armee-LKW; der Fahrer, ein Unteroffizier, bot mir seine Hilfe an. Gemeinsam entdeckten und beseitigten wir den Fehler. Der freundliche Genosse lehnte jeden Dank ab und wollte auch seinen Namen nicht nennen. Mir imponierte seine bescheidene Art; noch einmal ein herzliches Dankeschön. Walter Drigalla, Halle

Unterhalt für die Soldatenfrau

Wie hoch ist die finanzielle Unterstützung für die Frau eines Wehrpflichtigen? Brigitte Stein, Döbeln

Für die erwerbsunfähige Ehefrau 200,–, für die erwerbsfähige Ehefrau 100,– MDN monatlich.



Falsch dekoriert

Im Urlaub habe ich Soldaten und Unteroffiziere gesehen, die den silbernen Äskulapstab auf ihren Schulterstücken trugen. Ist mir das als Unteroffizier des medizinischen Dienstes auch erlaubt?

Unteroffizier Duchrow, Schwerin

Keinesfalls. Die Dienstlaufbahnabzeichen sind grundsätzlich am linken Ärmel zu tragen; lediglich die Meister der Volksmarine haben einen goldenen Äskulapstab auf den Schulterstücken.

Lange Leitung

Von 1959 bis 1964 diente ich bei der Volksmarine. Während dieser Zeit reichte ich einen Verbesserungsvorschlag ein. Ich hörte nie wieder etwas davon. Jetzt, im August 1967, flatterte ein Brief aus meiner ehemaligen Dienststelle Dranske auf meinen Tisch. Meine Freude, wieder ein Lebenszeichen aus der Einheit zu erhalten, war nur kurz, denn der Brief enthielt eine Anerkennungsurkunde für meine Neuererarbeit, sonst nichts. Später kam eine Geldüberweisung von 149,40 MDN an. Ich war enttäuscht. Wenn die Bearbeitung schon so lange dauerte, dann kann einem doch wenigstens mitgeteilt werden, mit welchem Erfolg die Verbesserung eingeführt wurde.

Meister d. R. Lederer, Aschersleben

Zufriedengestellt

Ich möchte allen Soldaten danken, die mir geholfen haben, meine Sammlung von Dienstgradabzeichen zu vervollständigen.

Klaus Wenzel, Berlin

Wenn die bunten Karten kommen

Wieviel Zeit muß zwischen dem Einberufungsbescheid und dem Tag der Einziehung zum Wehrdienst bzw. Wehrersatzdienst liegen?

Hans-Harald Belger, Magdeburg

Der Einberufungsbefehl ist den Wehrpflichtigen mindestens zwei Wochen vor dem Einberufungstermin zuzustellen.

Reservisten-Asse

Die Leitung des Reservistenkollektivs des VEB Energieversorgung Erfurt, Netzbetrieb Bleicherode, organisierte Anfang August ein Sportfest. Aus allen Teilen unseres Betriebes kamen die Reservisten, um vor allem am Mehrkampf teilzunehmen. Erste Plätze wurden von den Kollegen Ernst Hentrich, Eberhard Schulte und Helmut Kirchner belegt.

Schröter, Bleicherode

Nächsten Monat aufpassen

Die große Luftparade von Domodedowo hat uns mächtig imponiert. Leider haben wir bisher einen Bericht darüber in der AR vermißt.

Unteroffizier Detlevsen, Kamenz

Beginnend im nächsten Heft, werden wir einige der neuen Maschinen vorstellen.

Es waren andere Granaten

Bei Ihrer Auskunft im Postsack 7 67 über die „Röchlinggeschosse" ist Ihnen ein Fehler unterlaufen. Die Abbildungen im „Banditenschatz" zeigen keine Betongranaten, sondern sogenannte flügelstabilisierte Langgeschosse, die etwa die zehn- bis zwanzigfache Länge normaler Granaten hatten.

Gerhard Knaetsch, Berlin

Erhält große Werte anvertraut

Die AR weckte in mir das Interesse für die Luftstreitkräfte. Meine Bewerbung als Soldat auf Zeit wurde angenommen, ich werde als Mechaniker für Triebwerk/Zelle eingezogen. Wie lange dauert nun die Ausbildung und was für Aufgaben hat ein Mechaniker?

Thomas Gollmann, Leipzig

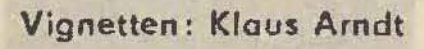
Nach einem vierwöchigen militärischen Grundlehrgang beginnt die fünfmonatige Ausbildung zum Unteroffizier. Die Aufgaben beziehen sich auf die Pflege und Wartung der Flugzeugtechnik sowie auf die Durchführung bestimmter Reparaturen.

Nachbarn sollten auch helfen

Mein Verlobter wurde im Mai zum Ehrendienst eingezogen. Er hat einen sehr großen Garten mit über 80 Obstbäumen. Nun weiß ich nicht, wie ich das ganze Obst alleine ernten soll. Wäre es möglich, daß er einige Tage Sonderurlaub bekommen kann?

Christa Werner, Dahlen

Nein, dafür kann er Erholungsurlaub nehmen.


Vignetten: Klaus Arndt





„Die große geschichtliche Lehre des letzten halben Jahrhunderts besagt: Der Sozialismus hat sich als die soziale Ordnung erwiesen, die imstande ist, alle Grundprobleme der gesellschaftlichen Entwicklung zu lösen ... und überhaupt den Fortschritt der ganzen Menschheit zu gewährleisten."

Aus dem Aufruf zum 50. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution

Oberst Richter antwortet

Das ist keine Frage. Das ist die große geschichtliche Lehre des letzten halben Jahrhunderts. Oktoberrevolution! Es ist nicht erst seit heute, daß alle Welt von ihr spricht, von ihr in den Bann gezogen wird, sich nach ihr richtet.

Trotzdem! Etwas bleibt mitunter doch unverstanden. Die Große Sozialistische Oktoberrevolution begann am 7. November (neue Zeitrechnung) in Petrograd. In den Morgenstunden des 8. November wurde die Provisorische Regierung gestürzt, und Genosse Lenin verkündete die Machtergreifung durch das Proletariat. Und in wenigen Tagen hatten die revolutionären Arbeiter, Bauern und Soldaten in ganz Rußland gesiegt.

Aber war die sozialistische Revolution in Rußland deshalb nach wenigen Tagen schon wieder zu Ende? Wer will behaupten, sozialistische Revolution sei „nur" Machtergreifung? Natürlich haben wir für die folgenden Etappen andere Bezeichnungen. Aber sie sind alle selbst auch Revolution, wobei die sozialistische Revolution in einem Lande immer auch ein Stück „Weltrevolution" – Weltveränderung im Sinne des Sieges des Sozialismus im Weltmaßstab – ist.

So ist der 7. November 1917 „nur" Anfang all dessen, was sich in der Sowjetunion und den anderen sozialistischen Ländern entwickelt und ausstrahlt auf viele weitere Völker.

Aber das gilt nicht nur für die Völker, sondern eigentlich schon so oder so für jeden lebenden Menschen.

Jeder in unserem Staat erlebt in dieser oder jener Weise seinen „Roten Oktober". Viele erkennen das zwar erst hinterher (manche überhaupt nicht), aber immer mehr wollen Kronzeugen ihrer eigenen Entwicklung zum Sozialisten sein.

Nur, wie vollzieht sie sich eigentlich? Gibt es da auch einen persönlichen historischen Paukenschlag: Hier an diesem Ort, in dieser Stunde fand ich den Weg zum Sozialistsein?

Mir scheint, diese Revolution macht heute kaum einer mehr wie eine Explosion durch. Eine solche „Explosion" hat ja bereits stattgefunden, damals, von den Oktoberkämpfern für uns alle. Und auch unser Staat ist sozialistisch – wie es übrigens einst ganz Deutschland sein wird.

Und wie ist es zum Beispiel im militärischen Bereich?

Der Mann mit dem Gewehr aus den Oktobertagen ging zum Teil zerlumpt, war ausgehungert, konnte oft nur wenig lesen und schreiben und verstand vom Marxismus-Leninismus hauptsächlich nur, daß die Arbeiter und Bauern – die alle Reichtümer der Menschen produzieren – auch die Macht über die Produktion und den Reichtum haben müssen. Von der Weltbedeutung seiner Rolle hatte er meist keine Ahnung. Und doch wurde er zu einer historischen Persönlichkeit. Er vollzog nämlich „über Nacht" das, was wir Machtergreifen nennen.

Heute gibt es Millionen Söhne dieser ersten Soldaten der Revolution. Auch Ihr, Genossen der Nationalen Volksarmee, Männer mit den Gewehren, an den Geschützen, auf den Schiffen, in den Panzern und Flugzeugen, gehört dazu, seid unsere Oktobersoldaten. Nur müßt Ihr nicht mehr Macht ergreifen, sondern Macht behüten – heute, morgen und ohne Ende, an der Seite Eurer Waffenbrüder.

Euer ausgezeichneter Dienst, Eure vorbildliche Disziplin, Euer hervorragendes militärisches Können, Eure gute Moral und Einsatzbereitschaft – das sind Eure Barrikaden, auf denen sich Eure Treue zu den Söhnen des Roten Oktober bewährt, gegen den gleichen Feind, der unwiderruflich vor 50 Jahren seine ersten Machtpositionen verlor.

Der Mann mit dem Gewehr hat damals Geschichte gemacht. Die Männer mit den Gewehren werden mit aller Entschlossenheit dafür eintreten, daß die Geschichte friedlich und glücklich weitergehen wird. So darf ich Euch alle, Genossen der Nationalen Volksarmee, zum 50. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution beglückwünschen.

Ihr Oberst





Wadim Koshewnikow

Weiter Himmel


er Kommandeur der Abteilung, Matrose Belokopytow, riß sich von seinem Fernglas los und schrie dem Rotgardisten Grigorjew ins Ohr, er möge ins Observatorium vordringen und Maßnahmen zur Verteidigung des Gebäudes gegen den Beschuß ergreifen.

Grigorjew, im Zivilberuf Dreher der Putilow-Werke, ein lockiger, untersetzter Mann, sagte laut, die gespreizten Finger gegen die schmutzige Soldatenmütze hebend:

„Wird ausgeführt, Genosse Kommandeur!"

Grigorjew erklärte dem zu seiner Unterstützung mitgesandten Rotgardisten den Auftrag.

„Den Himmel bewachen, Jungs, ist nicht ein und dasselbe wie Kühe hüten. Wenn sich mal 'n Planet losreißt, gucken die gleich in ihr Rohr, und in dem Guckrohr sind vergrößerte diamantene Gläser, durch die man alles sieht, wie's wirklich ist! Und von wegen der Religion ist klar gesagt: 'nen Gott gibt's keinen, aber die Sterne sind da; die bestehen aus zerschmolzenem Metall. Klar?"

Ein blanker, heftiger Regen setzte ein. Langsam verschwand der Nebel in der Niederung, die schwer gewordenen Beine in schmutzbekleisterten Stiefeln glitten aus. Doch als ein ausrutschender Soldat, um nicht zu fallen, mit dem Gewehrkolben im Schlamm Halt suchte, schrie Grigorjew ihn barsch an:

„Mit den Zähnen kannst du dich festhalten, aber wag' ja nicht, die Waffe zu verschmutzen!"

Die Rotgardisten hatten Spaten aufgetrieben und gruben die Erde im Gemüsegarten um. Damit füllten sie Säcke, die sie mit vor Anstrengung geröteten Gesichtern und gebückt über eine eiserne Innentreppe ins Observatorium schleppten und dann auf das Dach betteten. Mit einem langen Blick auf den schmutzigen Fußboden des Observatoriums bemerkte Grigorjew ärgerlich:

„Habt ganz schöne Spuren gemacht, Jungs. Die Stiefel hättet ihr freilich vorher ablegen müssen." Dann aber wies er auf die gläserne Kuppel und seine nackten Füße und fügte hinzu: „Die Muselmänner sind in ihrem Minarett auch reinlich . . ." und lachte laut los.

Ein rotwangiger hagerer Greis in weißem Kittel, der sich fröstelnd die gelblichen Hände rieb, trat auf Grigorjew zu. Es war Professor Strishewski. Der fragte mit nervösem Blinzeln: „Was geht hier vor, Herrschaften?"

Grigorjew war nicht beleidigt ob der Anrede und erwiderte gewandt:

„Wir befestigen Ihre himmlische Kanzlei. Wenn's aus schweren Rohren feuert, ist Ihr Werk zum Teufel."

„Aber das ist doch ein Observatorium!" unterbrach ihn der Professor gereizt.

Grigorjew trat einen Schritt zurück, maß den Professor mit einem Blick von Kopf bis Fuß, schüttelte dann den Kopf und sagte, mit einem Kopfnicken nach der Stadt hinüberweisend:

„Und dort, Genosse, sind Frauen und Kinder, und doch trifft's!"

◀ **Jüngste Ballerina des berühmten Moissejew-Ensembles: Gysele Apanajewa, Kind einer Moskauer Arbeiterfamilie.**

Bis in die tiefe Nacht waren Rotgardisten auf dem Dach des Observatoriums beschäftigt; sie verkleideten dessen kristallene Kuppel mit Sandsäcken. Als sie bereits nach unten gehen wollten, erschien der Kopf des Professors in der Dachluke. Keuchend und nach Atem ringend, zerrte er ein riesiges Federbett auf die Kuppel hinaus. Strähnen seines schütteren grauen Haares fielen ihm in die Stirn.

Grigorjew nahm dem Professor das Federbett aus den kraftlosen Händen und sagte strahlend: „Na, dafür danken wir auch recht schön!"

Es war ruhig geworden. Die nächtliche Finsternis schien sich vom Geschützlärm zu erholen. Grigorjew, der mit der Hand seinen Zigarettenstummel ausdrückte, fragte den Professor freundlich: „Es heißt, da gibt's einen Stern mit Namen Marx. Ist der unserem Lehrer zu Ehren so benannt?"

„Das ist der Mars, Genosse", berichtigte ihn der Professor behutsam. „Zu Ehren des Kriegsgottes."

„Einen Gott hat's da gar?" fragte Grigorjew ungläubig. „Und einen Marx gibt's nicht?" Mit einem ernsten Blick in die müden Augen des Professors sagte er besorgt: „So einen müßte man aber einführen, Genosse Professor."

„Tja, dazu muß man aber erst mal einen neuen Stern haben, und der muß zuerst gesucht werden."

„Was gibt's denn da zu suchen!" rief Grigorjew dickköpfig. „Da ist er ja!" und wies mit der Hand auf den größten Stern am Himmel.

Der Professor trat mit ihm vors Haus, um die Rotgardisten zu geleiten. Er strauchelte und brummte verwirrt vor sich hin:

„Eigentlich wollte ich euch ja mit Tee bewirten . . ."

„Wir bedanken uns schön, aber es darf nicht sein", erwiderte Grigorjew im Namen aller. „Uns peinigt auch schon das Gewissen. Haben zu lange hier herumgebibbert."

Er reichte dem Professor die Hand, und schon verschwanden die Rotgardisten in der Dunkelheit.

●

Die „Karl-Marx-Abteilung" der Rotgardisten hatte sich in den Graben verschanzt und wehrte



den Gegner bereits den fünften Tag ab. Der wütende Feind deckte die Abteilung mit Granaten beinahe zu. Die Kugeln zerrissen die Luft, daß man sich kaum vom Boden erheben konnte. Aber die Rotgardisten standen dennoch auf und gingen zum Angriff vor.
Grigorjew, der neben einem vibrierenden, heißgeschossenen MG lag, sah sich erschreckt um, als eine Granate, nachdem sie hoch in den Lüften einen Bogen beschrieben, schwer weit hinter ihnen niederging; dort, wo sich auf einem Hügel das zerbrechliche gläserne Haupt des Observatoriums erhob.
In einem Moment der Ruhe stieß er den MG-Schützen an und flüsterte ihm besorgt zu: „Mich plagt der Ärger. Da hatt' ich 'ne Gelegenheit, in die Sterne zu gucken und zu sehen, wie sie wirklich sind, und nun hab ich mich geniert, den Professor drum anzugehen! Ist doch immerhin 'ne Intelligenz."
Auf den Ellbogen gestützt, sah er sich um. Plötzlich nahte mit Getöse etwas Dunkles. Es hörte sich an wie ein Zug, und Grigorjew staunte, daß es so einen starken, unerträglichen Schmerz geben kann. Ins Dunkel gehüllt, fühlte er, wie ihm etwas über sein Gesicht floß . . .

●

In erbitterten Kämpfen vom 21. bis 25. Oktober wurden die Weißen geschlagen und bis zur estnischen Grenze zurückgeworfen.
Die Rotgardistenabteilung „Karl Marx" hatte die nun überflüssig gewordenen Stellungen verlassen und richtete sich für einige Ruhetage ein.
Die Reihen der Einheit waren stark gelichtet, und alle Überlebenden trugen die schrecklichen Spuren schwerer Kämpfe an sich.
Der Hof des Observatoriums war mit Heu ausgelegt, darauf schliefen, einer neben dem anderen, die zerschundenen Kämpfer. Grigorjew trug über dem rechten Auge eine dunkle Binde, sein linker Arm steckte in einer Verbandsschlinge. Von Fieber geschüttelt, wiegte er den verwundeten Arm wie einen Säugling. Über die Schulter hatte er einen erbeuteten Militärmantel geworfen, denn auf der Freitreppe war es kühl.
Die Sterne zitterten am hohen, reinen Himmel. Grigorjew sah hinaus und suchte mit dem einen, verwaisten Auge inmitten der schwankend flimmernden Planeten den Stern, der noch keinen Namen trug.
Auf dem Dach des Observatoriums eilten geschäftige Leute hin und her. Sie befreiten vorsichtig die Kuppel von den schweren Sandsäcken.
Professor Strishewski trat aus einem der Gebäudeflügel, fröstelnd zog er die Schultern hoch und ging schlurfenden Schrittes vorsichtig über den Hof, um den Schlafenden auszuweichen.
„Genosse Professor!" rief Grigorjew ihn leise an. Mühsam erhob er sich und ging ihm, die Hand ausgestreckt, einige Schritte entgegen.
„Na, haben Sie unseren Stern gefunden?"
„Ach, Sie sind es, mein Lieber?" beugte sich der Professor zu ihm herab und rief plötzlich: „Um Gotteswillen, was ist mit Ihrem Auge passiert?" — „Man hat's auf die Hälfte reduziert", erklärte Grigorjew und fügte hinzu: „Na, macht nichts, da werden halt Sie nun für mich beide Augen offen halten . . ."
Dann nahm er die Hand an die Hosennaht und reckte das Kinn, wobei er die schüchterne Frage wagte:
„Genosse Professor, gestatten Sie mal hinzusehn?"
„Aber bitte sehr!" beeilte sich der erfreute Astronom zu erwidern.
„Und dürfen die Jungs auch?" fragte Grigorjew erregt.
„Die schlafen doch."
„Für so 'ne dolle Sache . . ." Und schon rief er laut: „Wer die Sterne besehn will, aufstehn!"
Auf einem hohen Eisenschemel sitzend, preßte Grigorjew sein einziges Auge an den Refraktor. In der geheimnisvollen Stille des Observatoriums lauschte er der Erzählung des Professors vom erhabenen Leben des Weltalls. Der himmlische Ozean eröffnete vor ihm seine Tiefen.
Und draußen in der kalten Nacht standen hustend und zitternd die Kämpfer Schlange, um den fernen Himmel zu sehen.
Zigarettenfunken glühten auf und verglimmten, die Männer scherzten mit rauhen Stimmen, stießen einander an und versuchten sich zu erwärmen.
Aber als sie das Observatoriumsgebäude betraten, nahmen sie, getrieben von irgendeinem Instinkt, ehrfüchtig die Mützen ab.
Wer aus dem Observatorium heraustrat, wurde, nach dem Gesehenen, von einer großen Erregung erfaßt; er hatte das Bedürfnis, zu schweigen und nachzudenken. Und keiner dachte mehr an Schlaf.

Aus dem Russischen von Sigrid Fischer

Salut

Es hallt in uns weiter Auroras Salut,
bestimmt unser Fühlen und Denken.
Er weist in die Zukunft: Die Welt werde gut!
Verlangt, daß ein jeder dafür etwas tut —
das Glück wird ja niemand uns schenken.

Im Werk, auf dem Feld, auf dem Bagger, dem [Kran,
wo denkende Menschen sich einen,
verspüren wir täglich Auroras Elan.
Er macht, daß man feiern und fröhlich sein kann
und nützt auch dem Spiel unsrer Kleinen.

Es hallt in uns weiter Auroras Salut,
befiehlt, daß wir wehrhaft uns machen.
Er ist uns ein Beispiel für wissenden Mut.
Wir halten die Waffen und schützen uns gut,
daß glückliche Jahre erwachen.

Oberfeldwebel Helmut Stöhr



Und dann
ist die Stadt
wie in Lüften zerrissen:
„Aurora"
sprach sechszöllig ihr Wort.
Und über der steinernen Insel dort
sieht man
den Aufstand
sein Zeichen hissen!

Majakowski

Vor der DDR-Premiere zu Ehren des Großen Oktober:

Kreuzer Aurora

In den Septembertagen des Jahres 1965 kann auch die herbkühle Witterung die Leningrader nicht von den Ufern der Newa vertreiben. Die angestrengten Arbeiten im Fluß, das Baggern und Verbreitern der Fahrrinne erwecken ihre Aufmerksamkeit. Und als der alte Kreuzer „Aurora“ in Richtung Nikolai-Brücke, nur dreißig Zentimeter zu beiden Seiten vom Kai entfernt, vorsichtig bewegt wird, kennt ihr Enthusiasmus keine Grenzen. Bei den Älteren unter ihnen werden lebhafte Erinnerungen wach.
Nach fast 50 Jahren wird für den Film noch einmal ein historischer Akt nachvollzogen, der Kreuzer schickt seine Salven in den Tag. Selbst ein paar Fensterscheiben, die dabei zerspringen, lösen kein böses Wort aus. Die Leningrader wissen: Hier wird ein entscheidender Abschnitt ihrer Geschichte nachgestaltet, die Stunden der Oktoberrevolution. Dafür nehmen sie auch einmal eine kleine Beschwerlichkeit, einen Umweg oder eine zersprungene Scheibe in Kauf.
Zehn historische Tage, die die Welt im Jahre 1917 erschütterten, bilden den Inhalt des Streifens, und kein geringerer als der bekannte sowjetische Novellist und Dramatiker Boris Lawrenjow gab mit seinem Schauspiel „Durchbruch“ dem Film Vorlage und Anregung. Bereits vor Jahren war eine Aufführung dieses Stückes für die Leinwand festgehalten worden. Jetzt fand es seine filmische Gestaltung, an der der Schriftsteller entscheidend mitbeteiligt war. Lawrenjow ist im Film kein Unbekannter mehr: Seine Erzählung „Der 41.“ wurde bereits zweimal verfilmt – 1927 von Jakow Protasanow, 1956 von Grigori Tschuchrai. Tschuchrais Kunstwerk, das ein Welterfolg wurde, ist unserem Kino- und Fernsehpublikum unter dem Titel „Der letzte Schuß“ bekannt. ▶

Die Stunde der Entscheidung ist gekommen. Das Revolutionäre Militärkomitee auf der „Aurora“ – unter seinem Kommissar Belyschow – beschließt, das Kommando in eigene Hände zu nehmen. ▼



Lawrenjows Sympathie galt stets den sowjetischen Matrosen; das widerspiegelt sich in verschiedenster Weise in seinem Werk. Und so griff er auch vor drei Jahren seinen Stoff von den heldenhaften Taten der Matrosen des Kreuzers „Aurora“ und ihres Kommissars Belyschow wieder auf und schrieb zusammen mit dem jungen Regisseur Wischinski das Drehbuch zu einem Film, dem ersten einer Reihe, die dem Großen Oktober, dem 50. Jahrestag seiner Wiederkehr, gewidmet ist.

●

16. Oktober 1917. In der erweiterten Sitzung des Zentralkomitees der Bolschewiki wird Lenins Resolution über den Aufstand bestätigt und das Revolutionäre Militärische Zentrum zur Führung des Aufstandes gebildet. In einem Brief an das ZK vom 24. Oktober besteht Lenin darauf, den Aufstand unbedingt vor dem II. Sowjetkongreß, der für den 25. Oktober (7. November) angesetzt worden war, zu beginnen. Es galt, der Kerenski-Regierung zuvorzukommen, die durch Verräter davon Kenntnis erhalten hatte, daß die Aktion am Tag der Eröffnung erfolgen würde.
„Auf keinen Fall“, schrieb Lenin, „darf die Macht bis zum 25. Oktober in den Händen Kerenskis und Co. belassen werden, unter keinen Umständen; die Sache ist unbedingt heute abend oder heute nacht zu entscheiden. Eine Verzögerung wird die Geschichte den Revolutionären nicht verzeihen, die heute siegen können (und heute bestimmt siegen werden), während sie morgen Gefahr laufen, vieles, ja alles zu verlieren.“
Spät abends verläßt Lenin sein illegales Quartier, um vom Smolny aus die Leitung des Aufstandes selbst in die Hand zu nehmen. Und während im Winterpalais, dem Sitz der Provisorischen Regierung, eine fieberhafte Unruhe um sich greift, während konterrevolutionäre Truppen in die Stadt eingeschleust werden, bereiten sich in den Fabriken und an zahlreiche Brennpunkten der Stadt revolutionäre Arbeiter, Soldaten und Matrosen auf die entscheidende Auseinandersetzung vor. Boten eilen aus dem Smolny zu den Stützpunkten, um die letzten Befehle zu überbringen.
Auf dem Kreuzer „Aurora“, der vor der Stadt seine Anker geworfen hat und auf Befehl Kerenskis auslaufen soll, prallen die Gegensätze auf engstem Raum aufeinander. Die Matrosen verweigern den Gehorsam, und das Revolutionäre Militärkomitee unter seinem dreiundzwanzigjährigen Kommissar Belyschow nimmt das Kommando des Kreuzers in seine Hände. Nach kurzer Debatte werden die Offiziere festgesetzt und die Anker gelichtet. Der Kreuzer nimmt Kurs auf das Zentrum der Stadt, auf die von den Offiziersschülern geöffnete Nikolai-Brücke. Vorsichtig manövrieren die Matrosen das Schiff durch die verschlammte Newa — bald unterstützt von einigen Offizieren, die sich dem Kommando Belyschows unterordnen. Jeden Augenblick muß die Mannschaft damit rechnen, daß der Schiffsboden reißt. Alle zwei Minuten wird die Tiefe gelotet. Vorsichtig bewegt sich der Stahlkoloß vorwärts und erreicht unbeschadet seine ihm zugewiesene Position. Ein Kommando geht an Land, um die Brücke zu schließen. Scheinwerfer leuchten auf, und über einen Lautsprecher erschallt Belyschows Stimme: „Meine Herren Offiziersschüler! Im Namen des Revolutionären Militärkomitees schlage ich Ihnen vor, nach Hause zu gehen, solange Sie heil sind! In fünf Minuten lasse ich das Geschützfeuer eröffnen!“
Indes überstürzten sich in Petrograd die Ereignisse. Die Arbeiter des Erikson-Werkes haben die Manege und die militärtechnische Schule besetzt. Die Rote Garde hält die 40 wichtigsten Punkte der Stadt. Der Finnische und der Warschauer Bahnhof sind besetzt, das Kraftwerk, die Bank, die Post, das Telegrafen- und das Telefonamt.
Um den Winterpalast schließt sich der Ring immer enger. Das befristete Ultimatum an die Mitglieder der Kerenski-Regierung läuft ab, ein Schuß der „Aurora“ gibt das Signal zum Angriff. In der Nacht vom 25. zum 26. Oktober fällt der Winterpalast. Die Minister der Regierung der Bourgeoisie werden verhaftet. Unter dem Jubel der im Smolny versammelten Delegierten des II. Sowjetkongresses verkündet Lenin: „Die Arbeiter-und-Bauern-Revolution ist vollbracht.“
Im illegalen Quartier Lenins, in den Sälen des Winterpalais, auf Treppen und in Zimmern des Smolny, auf den Straßen der Stadt und in Werkhallen, vor allem aber an Bord des Kreuzers „Aurora“ erleben wir die historischen Stunden der Revolution.
Der Schauspieler Michail Kusnezow gestaltet eindrucksvoll, wie Lenin mit großer Ruhe den Aufstand vorbereitet und die Zuversicht vom Sieg der Revolution auch auf seine Kampfgefährten zu übertragen vermag. Kusnezow ebenbürtig ist in der Gestaltung des entschlossen handelnden dreiundzwanzigjährigen Kommissars Belyschow der Schauspieler German Lawrow. Viele unserer jugendlichen Kinobesucher werden möglicherweise erstmalig die Abbilder Dzierzynskis und Swerdlows auf der Leinwand sehen und sich so ein Bild über das Wirken dieser Mitkämpfer Lenins machen können.
Der 70-Millimeter-Farbfilm „Kreuzer Aurora“ ist nur einer der vielen künstlerischen Beiträge, die in den sowjetischen Ateliers aus Anlaß des 50. Jahrestages der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution entstanden oder noch entstehen. Unter ihnen ist er aber der einzige, der uns jene Tage nacherleben läßt, da die sozialistische Epoche der Menschheit ihren Anfang nahm. Das allein schon macht ihn sehenswert und wird ihm das große Interesse des DDR-Publikums sichern.

Joachim Reichow



Mit seinen engsten Kampfgefährten faßt Lenin die entscheidenden Beschlüsse und gibt die Befehle für den Aufstand.

Der Sturm auf den Winterpalast – die revolutionären Truppen fegen die Regierung Kerenski hinweg.

DIE RAKETE AUF ROTEM GRUND



Hohe physische Leistungen werden von den Soldaten aller Waffengattungen in der NVA gefordert. Auch die Mot.-Schützen sitzen nicht nur auf ihrem SPW. Um allen Anforderungen des modernen Gefechts gewachsen zu sein, muß der Soldat systematisch und regelmäßig trainieren. Die Kampfsportnadel gibt ihm einen zusätzlichen Anreiz.

Unbarmherzig sticht die Sonne vom Himmel. Läge man jetzt irgendwo am See und stürzte sich ab und zu in kühle Fluten, könnte man sie ja loben. Wir aber, 25 Soldaten, auf staubiger Landstraße marschierend, schicken manche Verwünschung an ‚Klärchens' Adresse. Schon nach wenigen Kilometern klebt die Uniform am Körper. Es ist allerdings auch kein gemütlicher Sonntagsspaziergang, den wir zu absolvieren haben, sondern ein 30-Kilometer-Eilmarsch. In vier Stunden müssen wir den 10-Kilometer-Rundkurs dreimal durchlaufen haben. Da kann man nicht bummeln oder große Pausen einlegen.

Die zweite Runde beginnt. Die Zwischenzeit ist nicht schlecht. Wenn wir nicht nachlassen, ist's zu schaffen. Da gibt es plötzlich eine überraschende, angenehme Erfrischung. Bewohner der an unserer ‚Rennstrecke' gelegenen Häuser haben Badewannen, Gießkannen und Eimer mit herrlich kühlem Naß aufgestellt. Die uns daraus verabreichten Duschen lassen wir gern über uns ergehen. Ja sogar mit dem Gartenschlauch läßt man einen feinen Regen auf uns niederrieseln. Das tut gut und gibt neuen Auftrieb. Wer will sich da schwach zeigen – bei solcher Anteilnahme. Es ist ja fast wie bei der Friedensfahrt. Noch zehn Kilometer liegen vor uns – bergauf, bergab, auf Schotter- und Wiesenwegen und auf Kopfsteinpflaster. Die Stiefel werden immer enger. Der Stahlhelm drückt. Bäche von Schweiß rinnen den Rücken hinab. Die letzten Kilometer dehnen sich wie Gummi. Endlich sind wir am Ziel. Was zeigt die Stoppuhr? Reicht die Zeit? – Geschafft!

Auch die Letzten bleiben noch unter vier Stunden. Fünf Punkte sind sicher. – ??? –

Marschierende Soldaten sind ja nichts Außergewöhnliches, aber daß es dafür Punkte gibt? In diesem Falle ja.

Oberleutnant Melzer, der uns diesen ‚Grand Prix', wie die Teilnehmer scherzhaft ihren 30-Kilometer-Eilmarsch nannten, schilderte, und seine Genossen haben damit eine der Bedingungen für den Erwerb der Kampfsportnadel der Nationalen Volksarmee erfüllt.

Die stärkste körperliche Belastung haben sie nun zwar hinter sich, aber auch die beiden weiteren Bedingungen, die sie noch erfüllen müssen, um sich diese neue militärsportliche Auszeichnung an die Uniform heften lassen zu kön-



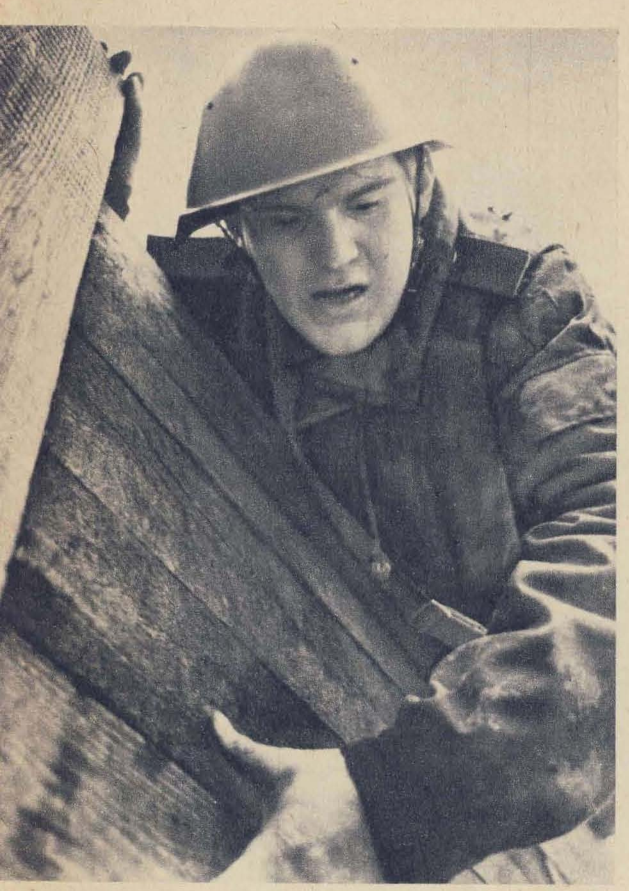
nen, haben es in sich. Wollen sie die höchste Stufe – Gold – erwerben, müssen sie nun noch mit einer 600 Gramm schweren Übungshandgranate bei fünf Würfen mindestens viermal einen 40 Meter entfernten Kreis mit einem Durchmesser von zwei Metern treffen. Dafür gibt es vier Punkte. Nun fehlen nochmals vier Punkte, die beim Schießen erkämpft werden können. Mit fünf Schuß muß der Bewerber dafür auf einer Zehnerringscheibe mindestens 36 Ringe erreichen, entweder mit der Pistole (25 Meter Entfernung) oder mit der Maschinenpistole (200 Meter).

Kein Zweifel, hier werden Leistungen gefordert, die nicht so mit einem Ruck zu erreichen sind. Das bestätigt uns auch Unteroffizier Rainer Schulz. Stolz trägt er die Nadel mit der Rakete. Ohne intensives spezielles Training ist da nichts zu machen. Auch nicht für ihn, der sich jahrelang bei Kreismeisterschaften in der Leichtathletik mehrere Titel holte und die Normen des Sportabzeichens fast mühelos erfüllte, kurz, der in den Augen seiner Kollegen ein ‚Meistersportler', beinahe eine ‚Olympiahoffnung' war.

Zu den verschiedenen Sportauszeichnungen, die zu sportlicher Betätigung anregen sollen, wie das Sportabzeichen der DDR, das Schwimmabzeichen oder die Sportklassifizierungen des DTSB, wurde mit der Kampfsportnadel eine den besonderen Bedingungen in der Nationalen Volksarmee entsprechende sportliche Auszeichnung geschaffen.

Oberstleutnant Günter Kipper von der Verwaltung Körperertüchtigung und Sport des Ministeriums für Nationale Verteidigung sagte uns dazu:

„Mit der Stiftung dieses Abzeichens ab 1. 6. 1966 verfolgten wir das Ziel, einen Ausgleich zwischen den sich ständig erhöhenden Anforderungen der Gefechtsausbildung und dem tatsächlichen Leistungsvermögen unserer Solda-



ten zu schaffen. Deshalb stellten wir sehr hohe Bedingungen, die unsere Armeeangehörigen – das möchte ich besonders betonen – zu einem ständigen leistungssteigernden Training führen sollen. Dabei erwerben sie sich solche Eigenschaften wie Mut, Ausdauer, Kraft, Entschlossenheit und Schnelligkeit, die in besonderem Maße hohe Einsatzbereitschaft und Gefechtstüchtigkeit sichern."

Genug der theoretischen Begründungen. Auf alle Fälle dürfte damit klar sein, daß sich diese militärsportliche Auszeichnung wesentlich vom Sportabzeichen der DDR unterscheiden mußte, sowohl in ihren Disziplinen als auch in der Höhe der geforderten Leistungen. Wer die Kampfsportnadel erwerben will, muß das Sportabzeichen der DDR in Silber oder Gold besitzen. Das ist die erste Voraussetzung, die gefordert wird. Schon das beweist. hier müssen höhere Leistungen gebracht werden. Ein 30-Kilometer-Eilmarsch in vier Stunden ist keine Kleinigkeit. Wer kein guter Marschierer ist, kann sich dafür eine kürzere Strecke wählen, die er, um die gleichen fünf Punkte zu erreichen, in drei Minuten bewältigen muß.

Na bitte, werden Sie vielleicht sagen, in drei Minuten ist alles vorbei!

Gemach, gemach! Schauen Sie sich erst einmal die Strecke an. Die 200-Meter-Sturmbahn zu überwinden, ist auch kein reines Vergnügen. Hat man alle Hindernisse im größtmöglichen Tempo hinter sich gebracht und möchte sich nach Luft japsend am liebsten hinlegen, heißt es: Schutzmaske auf und nochmals 200 Meter – nun zwar ohne Hindernisse – gespurtet. Will man nicht der Versuchung erliegen, auf halber Strecke die Maske herunterzureißen, muß man

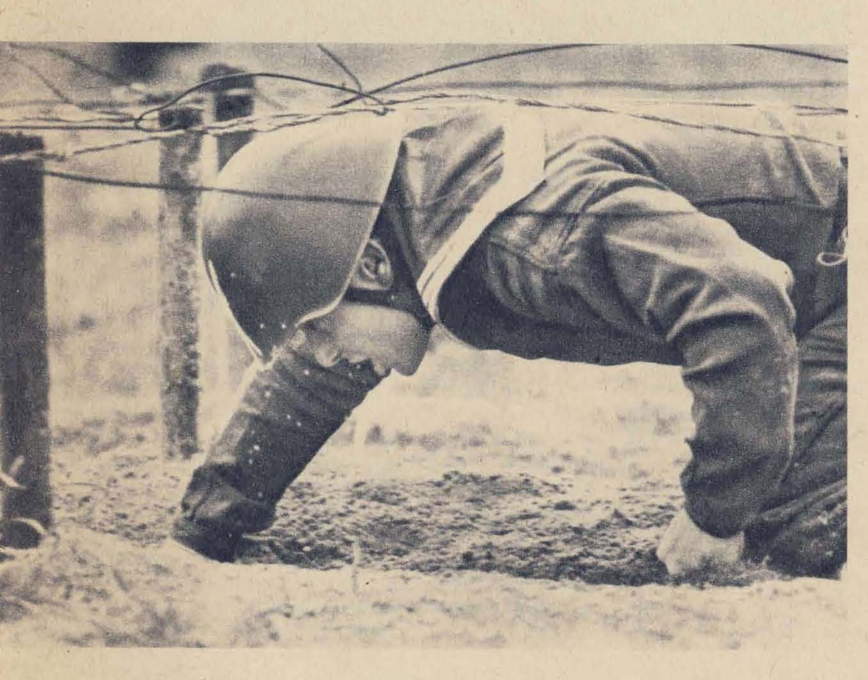


Bild oben links:
Kraft, Gewandtheit, Mut – Eigenschaften, die der Soldat ständig beweisen muß, nicht nur hier an der Eskaladierwand.

◀ Auch der Matrose muß körperlich fit sein.

Intensives Sturmbahntraining zahlt sich für die Nachrichtensoldaten bei der Gefechtsausbildung aus. ▶

Sturmbahn, Handgranate und Pistole

Die Bedingungen für den Erwerb der Kampfsportnadel der NVA

1. STURMBAHN (400 Meter) mit Schutzmaske

Punkte	Altersgruppe und geforderte Zeit 1 (18–29 Jahre)	2 (30–39)	3 (ab 40)
5	3 : 00 min	3 : 20	4 : 00
4	3 : 20 min	3 : 40	4 : 30
3	3 : 40 min	4 : 00	5 : 00
2	4 : 00 min	4 : 20	5 : 30
1	4 : 20 min	4 : 40	6 : 00

oder (wenn keine Sturmbahn vorhanden):
30-Kilometer-Eilmarsch

Punkte	Zeit
5	4 : 00 Stunden
4	4 : 30 Stunden
3	5 : 00 Stunden
2	5 : 30 Stunden
1	6 : 00 Stunden

2. HANDGRANATENZIELWURF

Fünf Wurf mit einer 600-Gramm-Übungshandgranate

Ziel:

Fünf konzentrische Kreise mit den Radien 1, 2, 3, 4, 5 Meter

Entfernung bis zum Mittelpunkt des kleinsten Kreises:

Altersgruppe 1 – 40 Meter
Altersgruppe 2 – 35 Meter
Altersgruppe 3 – 30 Meter

Bewertung:

Treffer im kleinsten Kreis – 5 Punkte, Treffer im nächsten Kreis – 4 Punkte usw. Die Gesamtpunktzahl für die fünf Würfe geteilt durch fünf ergibt die Punktzahl für diese Disziplin.

3. SCHIESSEN

Maschinenpistole, fünf Schuß Einzelfeuer, liegend freihändig, Entfernung 200 Meter

oder:

Pistole, fünf Schuß, Entfernung 25 Meter

Bewertung:

5 Punkte – 40 Ringe
4 Punkte – 36 Ringe
3 Punkte – 32 Ringe
2 Punkte – 28 Ringe
1 Punkt – 24 Ringe

Alle Wettkämpfe werden im Dienstanzug durchgeführt.

Folgende Mindestpunktzahlen müssen erreicht werden:

Kampfsportnadel in Gold – 13 Punkte
in Silber – 10 Punkte
in Bronze – 8 Punkte,

wobei für Bronze in jeder Disziplin mindestens 1 Punkt und für Silber in jeder Disziplin mindestens 2 Punkte erreicht werden müssen.



wirklich die letzten Kräfte und allen Willen mobilisieren.

Kein Wunder, daß sich diese Auszeichnung – eine kleine, schmucke Anstecknadel mit einer Rakete auf rotem Grund – bereits in ihrem ersten „Lebensjahr“ eine große Popularität und Autorität erworben hat.

Besonders die Kommandeure schätzen sie. Die geforderten Leistungen befähigen die Soldaten, hohe körperliche Belastungen zu ertragen, reaktionsfähig und ausdauernd zu sein sowie nicht frühzeitig zu ermüden. Daher wird in jenen Einheiten und Truppenteilen, wo man das erkannt hat, bereits fleißig trainiert, und viele Soldaten. Unteroffiziere und Offiziere tragen schon die Kampfsportnadel.

Hauptmann Michel, Kompaniechef in einer Fallschirmjägereinheit, meint: „Auf den Erwerb der Kampfsportnadel durch meine Soldaten lege ich großen Wert. Wer sie besitzt, der kann wirklich schießen und ist auch körperlich ‚voll da‘.“

Hauptmann Michel spricht aber nicht nur davon. er ist auch hier das, was ein Offizier sein soll – Vorbild. Neben anderen Auszeichnungen trägt er auch die Nadel mit der Rakete an der Uniform. Viele seiner Fallschirmjäger eiferten ihm bereits nach.

Wie eine ganze Zahl anderer Sportgruppen nahm die bereits zweimal bei Fernwettkämpfen der Armeesportvereinigung siegreiche Sportgruppe Müller aus der Armeesportgemeinschaft Löbau den Erwerb der Kampfsportnadel als Punkt Eins in ihren Sportplan auf.

Auch während militärischer Qualifizierungslehrgänge für Zugführer und Kompaniechefs standen Training und Abnahme ihrer Bedingungen im Mittelpunkt des Freizeitsports. Daß dabei nur wenige auf Anhieb die geforderte Punktzahl erreichten, zeigt ganz klar, wie schwierig die Bedingungen sind und daß tatsächlich nur nach regelmäßigem Training etwas zu holen ist.

Am trainingsfleißigsten waren bisher die Armeeangehörigen im Militärbezirk Neubrandenburg, die in einem Jahr, also bis Juni 1967, 568 Kampfsportnadeln erwarben. Aber auch die Soldaten im Militärbezirk Leipzig und im Bereich der Grenztruppen sowie die zentralen Armeesportgemeinschaften waren nicht müßig. Insgesamt konnte die Auszeichnung in einem Jahr an 2497 Armeeangehörige verliehen werden. Daß es allerdings noch mehr hätten sein können, daß mancher Soldat die Bedingungen erfüllte und dann lange auf die Nadel warten mußte oder sie gar nicht bekam, stellt den verantwortlichen Organisatoren nicht das beste Zeugnis aus.

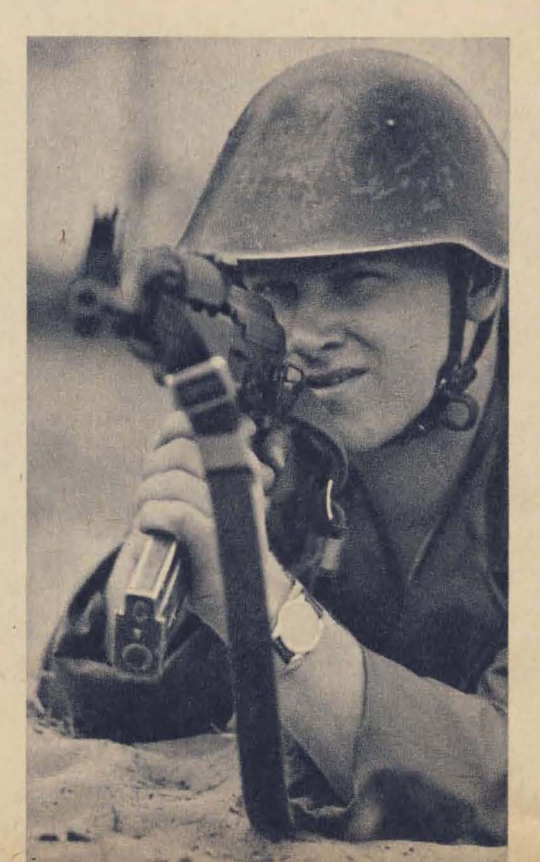
Dennoch, die Kampfsportnadel, eingeführt als Vorläufer eines künftigen Militärsportabzeichens. hat seine Aufgaben auch in dieser Hinsicht vollkommen erfüllt. Leistungsnormen und Organisationsformen wurden erprobt, Erfahrungen gesammelt. Die Bedingungen des Militärsportabzeichens sind bereits fixiert. Bald wird in den Einheiten der NVA fleißig trainiert werden, um diese neue militärsportliche Auszeichnung zu erwerben. Interessant ist es sicher zu erfahren, wie es bei unseren Freunden aussieht. Die Sowjetarmee verfügt neben einem Militärsportabzeichen über ein ganzes System militärsportlicher Klassifizierungen, die unserer Kampfsportnadel ähneln. Sie ermöglichen teilweise sogar die Auszeichnung als „Meister des Sports“ und umfassen eine ganze Palette militärsportlicher Disziplinen, angefangen vom Handgranatenwurf über Sturmbahnlauf bis zu verschiedenen Formen eines militärischen Dreikampfes.

Mit der Einführung des Militärsportabzeichens in der NVA soll nun allen Armeeangehörigen ein weiterer und noch höherer Anreiz gegeben werden, nach hohen sportlichen Leistungen zu streben. Denn regelmäßige und systematische sportliche Betätigung gehört zum festen Lebensstil auch unserer sozialistischen Soldatenpersönlichkeiten. Für sie gilt mehr als für alle anderen, was der große sowjetische Sportwissenschaftler Nikolai Osolin einst zu Rotgardisten sagte:

„Auch wenn du von Natur aus völlig gesund, kräftig und ausdauernd bist, treibe dennoch Sport: Dann wirst du noch stärker. wendiger und ausdauernder werden.

Je kräftiger und mutiger ein Volk ist, desto mächtiger ist seine Armee – nicht nur die an den Fronten, sondern auch die große Armee der Arbeit, die Städte und Fabriken baut, die Getreide sät, Erz und Kohle gewinnt und Werte schafft, von denen das ganze Vaterland lebt!“

Hauptmann Baldur Kubieziel



NOTIZEN VON ROLF-PETER BERNHARD

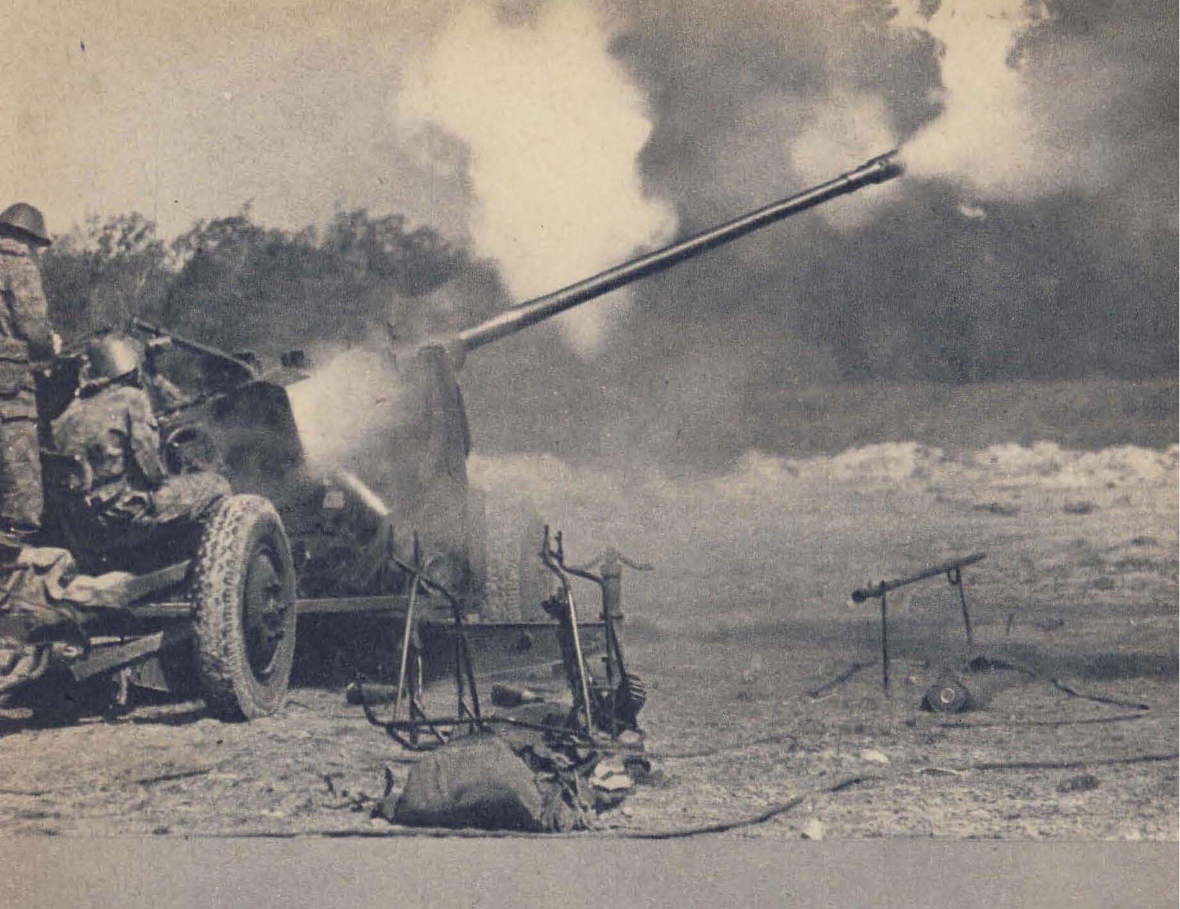
„Nun also bin ich Soldat" überschrieb Rolf-Peter Bernhard einen Beitrag, den wir in unserer April-Ausgabe 1967 veröffentlichten. Er stellte darin junge Soldaten vor, die gerade ihre ersten Schritte als Flakartilleristen gingen. Was ist nach dem ersten Diensthalbjahr aus ihnen geworden? Unser Autor besuchte sie.

Zum Soldaten wird man erzogen

„Wie doch die Zeit vergeht. Tatsächlich es ist schon wieder ein halbes Jahr her, seit Sie bei uns waren."
Oberleutnant Noack nimmt den Stahlhelm ab, fährt sich durch das verschwitzte Haar und putzt sorgfältig die Brillengläser.
„Schade, den Unterwachtmeister Breden treffen Sie nicht mehr an. Er ist wieder zu Hause, in seinem Dorf. Aber er hat uns seine Visitenkarte hinterlassen: Das ‚Leistungsabzeichen der Nationalen Volksarmee', seiner Geschützbedienung verliehen vom Kommandeur des Verbandes. Diese Auszeichnung hat ihre besondere Geschichte. Aber", Klaus Noack lächelt überlegend, „die könnte Ihnen am besten Genosse Schröder erzählen . . ."

„DONNERWETTER!"

Detlef Breden hatte sich fest vorgenommen, bei seinem letzten Schießen zu beweisen, was er in den drei Jahren seiner Dienstzeit gelernt hatte. Unermüdlich hatte er mit seinen Genossen trainiert. Jeder Handgriff saß traumhaft sicher, nicht eine der Normen ließ bei ihm ein unsicheres Gefühl aufkommen. Es konnte einfach nichts schiefgehen.
Und dann passierte es. Auf dem Schießplatz war plötzlich sein K 2 ausgefallen.
Breden wußte nicht, was er tun sollte. Eigentlich gab es nur eine Lösung, sich von einer anderen Bedienung den Höhenrichtkanonier ausborgen. Aber mit diesem Gedanken wurde der ehrgeizige Geschützführer nicht warm. Lieber ging er ein Wagnis ein.
„Genosse Schröder, trauen Sie sich zu, in meiner Bedienung als K 2 einzuspringen?" fragte er.
„Als was?" Klaus-Peter Schröder glaubte, er hörte nicht recht.
„Ja, ja, als K 2."
„Aber ich bin nur Ladekanonier. Was für eine Ahnung habe ich schon vom Höhenrichten", gab der Kanonier zu bedenken. „Gut, beim Gefechtsdienst habe ich mal so durchs Visier geguckt, aber das ist auch alles."
„So?" Unterwachtmeister Breden gab so rasch nicht auf. Schröder hatte sich schon in den ersten Tagen seiner Dienstzeit für das ganze Geschütz interessiert, nicht allein für seine Aufgabe als K 5. Oft saß er hinter der Seiten- und Höhenrichtmaschine. Und er begriff schnell. Warum, so hatte sich Breden so manches Mal gefragt, hat man ihn nicht zumindest als Visierkanonier eingesetzt? Schröder kann das!
„Wer war Ihr erster Ausbilder?" fragte Breden.
„Sie, Genosse Unterwachtmeister".
„Und – haben Sie Vertrauen zu mir?" Breden schaute dem jungen Genossen unverwandt in die Augen.
„Natürlich habe ich das", antwortete der Kanonier.
„Sehen Sie, und ich vertraue Ihnen. Also, ich lasse Sie an mein Geschütz kommandieren. Einverstanden?"
„Einverstanden", sagte Klaus-Peter Schröder und schlug in die dargebotene Hand ein.
Es fing toll an. Die Batterie befand sich auf dem Marsch. Plötzlich griffen „gegnerische" Panzer an. Abprotzen! Feuerbereitschaft herstellen! Alles mußte blitzschnell gehen. Die Zeit zum Horizontieren war kurz.
Klaus-Peter Schröder war mächtig nervös. Hatte er sich nicht doch zuviel zugetraut? Erst als er im Sitz hockte, wurde er ruhiger. Was hatte doch Detlef Breden immer wieder gesagt? Ein Flakartillerist muß eiskalt bleiben, ist er im Gefecht.
Granate um Granate fegte aus dem Rohr, Granate um Granate schlug ins Ziel.
Klaus-Peter stellte die befohlenen Werte ein, brauchte sie kaum zu korrigieren. Als Schiffselektriker war er präzise Arbeit gewöhnt. Er war einfach in seinem Element.
Von Detlef Bredens Gesicht wich die Spannung. „Donnerwetter!" Anerkennend schlug er Klaus-Peter Schröder auf die Schulter. „Im Panzer-



schießen beim erstenmal gleich eine glatte Eins zu holen, Junge, das hätte ich mir nicht träumen lassen."

Bei der Feuerleitübung kam die zweite Eins hinzu, beim Batterieschießen die dritte. Beim Bekämpfen der Luftziele aber reichte es nur zu einem „Erfüllt", doch das war einwandfrei ein Verschulden der Genossen vom Kommandoleitgerät ...

●

„Kanonier Schröder sollte eigentlich Aufklärer werden. Schließlich aber schien er uns nicht für diese Funktion geeignet. Er wirkte unbeholfen, schwerfällig." Oberleutnant Noack zuckt die Schultern.

„Wir alle hatten uns in ihm geirrt. Zum VII. Parteitag stellte der Junge den Antrag, Kandidat unserer Partei zu werden, und wir haben ihn freudigen Herzens aufgenommen. Aber so ist er nicht allein. Wenn ich da nur an Welzel denke ..."

VOLLTREFFER!

Geschafft! An der Uniform Siegfried Welzels blinkte neben dem Bestenabzeichen das Klassifizierungsabzeichen.

„Na, siehst du. Es war doch alles halb so schlimm", meinten die Genossen vom Kommandoleitgerät, die allesamt die Prüfung bestanden hatten.

Siegfried Welzel winkte bescheiden ab.

„Wenn ‚Prinzi' nicht gewesen wäre, ich weiß ja nicht ... Fünf verlorene Wochen aufzuholen das ist kein Spaziergang."

„Laß's schon gut sein", erwiderte Gefreiter Waldemar Prinz. „Gemeinsam hatten wir uns verpflichtet, gemeinsam haben wir die Schlacht geschlagen".

Benno Rosenthal und Siegfried waren aktive Radsportler. Natürlich wollten sie ihr Rennrad nicht in die Ecke stellen, als sie einberufen wurden. Sie bangten um den Erhalt der mühsam erkämpften Leistungsklasse und baten darum, für die Armeesportgemeinschaft starten zu dürfen. Ihre Bitte fand Gehör. Kurz über lang wurden sie zum ASG-Stützpunkt versetzt. Inzwischen aber hatte sich Siegfried so sehr mit seiner Aufgabe als künftiger Entfernungsmesser angefreundet, daß ihm die Versetzung dann gar nicht mehr gefallen wollte. Was tun? Er ging zu seinem Zugführer und bat, die Versetzung rückgängig machen zu lassen. Doch so einfach, wie es sich Siegfried vorgestellt hatte, ging das nun auch wieder nicht. Erst nach fünf Wochen kehrte er in die Einheit zurück. Seinen Platz am Kommandoleitgerät hatte ihm Oberleutnant Noack freigehalten. Aber – die Genos-

sen waren ihm volle fünf Wochen in der Spezialausbildung voraus . . .
Das Kommandoleitgerät ist die Seele der Batterie. Ein verpfuschter Wert – und der Jagdbomber ist durchgebrochen, nicht mehr erreichbar für die Granaten.
Siegfried Welzel arbeitete als Beobachter 4, und es war sein erstes Gefechtsschießen. Sorgfältig kontrollierte er die unmittelbare Einsatzbereitschaft des Gerätes. Er tat es beinahe pedantisch.
„Na, Genosse, werden wir die Tradition der Gruppe hochhalten?"
„Ich werde mir alle Mühe geben", antwortete Siegfried Welzel dem Reserveunteroffizier Wendt. Von Wendt erzählt man, er wäre ein As am Leitgerät. Er hatte Anteil daran, daß die Gruppe schon 1964 mit der Verdienstmedaille in Bronze ausgezeichnet wurde. Überhaupt, ein dufter Genosse. Stadtverordneter in Rostock ist er, im Betrieb leitet er einen Meisterbereich . . .
Es galt, auf Stuka-Scheibe zu schießen. Die Zielmaschine flog an. Die Leuchtspur zischte gen Himmel.
Sofort reagierte Siegfried Welzel. Ein bißchen tiefer halten! Genau abdecken! Die Sprengwölkchen der Geschosse lagen genau im Wirkungsbereich.
„Volltreffer!" hallte es durch die Stellung.
Das vorletzte Geschoß hatte die Scheibe zerfetzt. Jetzt hatte es sich ausgezahlt, das ewige Büffeln mit „Prinzi" an den Abenden, wenn die anderen sich in der Stadt amüsierten. Jetzt hatte es sich bewahrheitet, was Oberleutnant Noack gleich zu Beginn gesagt hatte: Stahlschiffbauer, 10-Klassen-Schule, also E-Messer. Hinzu kam die Ausdauer, an die sich Welzel als Straßenfahrer gewöhnt hatte.
„Na, Welzel, was sagen Sie nun?" fragte Unterwachtmeister Schefuß, der Gruppenführer.
„Ich war ja nicht direkt an diesem Erfolg beteiligt", versuchte Siegfried Welzel das Lob abzuschwächen. „Als B 4 . . ."
Der Gruppenführer schüttelte den Kopf.
„Welzel, Welzel, nun sagen Sie bloß noch, es geht auch ohne den B 4, ohne jegliche Korrektur, ohne jegliche Verbesserung."
Siegfried Welzel schaute verlegen auf seine Stiefelspitze.
„Sie wissen doch, wie schwierig es ist, ein Flugzeug im Sturzangriff zu bekämpfen. Und was bauen Sie uns? Einen Volltreffer. Junge, wenn das eine ‚Mirage' gewesen wäre, von der hätten wir nichts mehr wiedergefunden."
Der Erfolg dieser Übung gab Siegfried Welzel das letzte Quentchen Mut, trotz der verlorenen fünf Wochen mit aller Energie um das Klassifizierungsabzeichen zu kämpfen. Und alle halfen sie ihm dabei: Gerhard Schefuß, der Gruppenführer, „Jumbo" Wendt, „Prinzi", Jürgen Voß. Sie taten es, weil Siegfried auch ihnen gegenüber stets hilfsbereit war.
Er, der in den ersten Soldatentagen glaubte, sich nie an das Kasernenleben gewöhnen zu können, wurde zu einem Vorbild in der Gruppe, im Zug, in der Batterie.



●

„Haben die Genossen Schröder und Welzel Ihnen erzählt, daß sie die Schützenschnur tragen?" Oberleutnant Noack raucht sich eine Zigarillo an.
„Sich solch eine hohe Auszeichnung bereits im ersten Ausbildungshalbjahr zu erwerben, und das als K 5 und B 4, das will schon etwas heißen. Ja, Schröder und Welzel sind Schrittmacher geworden. Sie haben sich durch ihr Können eine Autorität erworben, wie sie unsere besten Unteroffiziere besitzen.
So gut wie diese beiden haben nicht alle Genossen eingeschlagen, die Sie vor einem halben Jahr kennenlernten. Doch sie verstehen schon ihr soldatisches Handwerk. Meinhard Joppien beispielsweise . . ."

DUFTE, NEUER!

Joppien war der einzige Neue am Geschütz. Visierkanonier. Es ließe sich darüber streiten, wer bei der Flak wichtiger ist, der K 1 oder der K 2. Besser ist, man sagt, sie sind beide gleich wichtig.
„Visieren ist Geduldsarbeit. Zuerst muß das Auge geschult werden. Training!" Das sagte Bernd Bigalke, der Richtkanonier. Und es wurde geübt. Immer wieder mußte der rotweiße Polygonmast anvisiert werden. Das war gar nicht

einfach. Mit dem bloßen Auge schon, aber durch das Visier . . .
Dieses Ding von 0-Punkt hätte Meinhard Joppien beinahe verflucht, wenn es nicht ganz plötzlich, auf einmal, einfach gewesen wäre, sich auch durch das Visier im Gelände zu orientieren. Sein Auge hatte sich durch das ständige intensive Training daran gewöhnt.
Dann kam das erste Schießen, und es war gleich ein Wertungsschießen. Eine harte Sache. Bei den anderen vier Genossen saß jeder Handgriff, selbst in finsterer Nacht. Nur Meinhard hatte noch nie Pulverqualm gerochen.
„Auf Stuka!" hieß der Befehl.
Mehr Wolken als Himmelsblau. Zuerst verschwand die Zielscheibe schnell aus Meinhards optischem Blickfeld. Das Mitrichten war schwer. Aber Meinhard preßte die Augen fest an die Optik. Die zweite Scheibe durfte er nicht verpassen. Ruhig bleiben, nahm er sich fest vor. Und mit der Ruhe wuchs seine Sicherheit am Gerät.
Da war die nächste Scheibe. Er fühlte, daß er sie sicher im Visier hatte. An nichts anderes dachte er, als unbedingt die Granate in den Wirkungskreis zu bringen.
Vor fünfundzwanzig Jahren riß ein Granatsplitter nur ein Loch in den Aluminiumleib eines Flugzeugs. Das war nicht sonderlich schlimm. Heute aber, bei der enormen Geschwindigkeit der Flugzeuge, bei der maximalen Ausnutzung aller physikalischen Gesetze kann ein fingerlanger Splitter einer Düsenmaschine schon den Garaus bereiten.
Granate um Granate gelangte haargenau in den Wirkungskreis. Wäre die Zielscheibe tatsächlich ein Flugzeug gewesen, es wäre vor oder hinter der Stellung der Batterie in Flammen und Rauch am Boden zerschellt.
Meinhard Joppien hatte seine „Feuertaufe" bestanden.

●

„Wenn Joppien so weitermacht, wird er mal ein guter Richtkanonier, dessen bin ich sicher." Oberleutnant Noack rückt sein Koppel gerade. „Und auch Kanonier Hamann ist ein tüchtiger Kerl. Im ersten Halbjahr war er K 2, jetzt ist er K 1. Das will schon etwas heißen. Nur brauchte er im Gegensatz zu Schröder und Welzel etwas länger, um sich in seine Aufgaben hineinzufinden . . ."

FERSENGELD

Hauptwachtmeister Unferricht wurde ärgerlich. Ausgerechnet ein „Goldträger", ein Genosse also, der als Sportler etwas kann, scherte beim Waldlauf plötzlich aus, warf sich in das Moos und sagte, er könne keinen Schritt weiter. Ein Schwächeanfall? Nein, ihn packte die Wut, weil seine Stiefel zu scheuern begannen.
Vielleicht war die Entscheidung ein wenig zu voreilig, aber Genosse Unferricht sagte: „Kanonier Hamann, ich sperre Ihnen für zwei Tage den Ausgang!"
Peter Hamann nahm Haltung an, widersprach mit keinem Wort und war dennoch bitterböse. ‚So ein Dreck!' schimpfte er in sich hinein. ‚In den letzten Wochen geht mir aber auch alles schief. Da gerate ich neulich zu denen vom dritten Halbjahr und marschiere mit ihnen zum Impfen. Bei jedem Schritt hatte ich entweder um meine Zehen oder um meine Fersen Angst, so latschten sie dahin. Das Ende vom Lied? Miserable Marschdisziplin – der Ausgang war futsch. Und nun wieder!'
Ja, Peter Hamann wohnt in der Garnisonstadt. Für ihn bedeutet der Ausgang mehr, als drei, vier Stunden mit einem hübschen Mädchen zu tanzen oder gar Schnaps und Bier zu trinken. Und nun Ausgangssperre. Peter Hamann schwor sich, daß ihm das nicht wieder passieren sollte. Wie würde er vor seinen Kollegen in der Werft dastehen, wenn er ihnen mit Bestrafungen ankäme?
Ab sofort gab er sich Mühe, um sich keine Disziplinverstöße mehr zuschulden kommen zu lassen. Ungeduldig wurde er beim Feuerdienst im Gefechtspark. Das schien ihm langweilig, eintönig zu sein. Doch bald fand er Freude daran, am Geschütz zu arbeiten und auch mal die Tätigkeiten der anderen Kanoniere auszuführen.
Wenn es zu einer Übung ging oder zu einem Gefechtsschießen, da flutschte es bei ihm nur so. Da konnte er „ranklotzen", wie er es gewöhnt war. Mehrfach wurde Kanonier Hamann dann auch für gute Dienstdurchführung belobigt. Auch das Bestenabzeichen wurde ihm an die Uniform geheftet . . .

●

„Was meinen Sie? Habe ich vor einem halben Jahr einen schlechten Griff getan, als ich Ihnen die Soldaten der Bedienung Breden vorstellte?"
Ich schüttelte den Kopf.
„Der gleichen Meinung bin ich auch. Manche brauchen eben einige Zeit, bis sie sich in das Leben und die Ordnung eines militärischen Kollektivs hineinfinden. Aber schließlich haben alle Genossen die üblichen Anfangsschwierigkeiten überwunden.
Ich glaube, einer fehlt uns noch. Ja, der Genosse Schülke." Oberleutnant Klaus Noack nickt.
„Holger Schülke ist nicht Funkorter geworden, wie ich es erwartet hatte, sondern Schreiber im Abteilungsstab, Org.-Auffüllung. Eine wichtige Funktion also. Ihm fehlte die technische Ader, obwohl er während seiner Oberschulzeit den Facharbeiterbrief als Elektromonteur gemacht hatte."
Der Oberleutnant schaut mich an.
„Alle Jungen, die Sie in Ihrer Reportage ‚Nun also bin ich Soldat' vorgestellt haben, sind wirklich Flakartilleristen geworden. Nach diesem ersten Halbjahr kann ich sagen, die Jungen haben sich gut entwickelt. Zwei Halbjahre stehen noch vor ihnen . . .
Es kommt ja keiner als Soldat zur Welt. Zum Soldaten wird man erzogen und – erzieht man sich selbst."



Herbstleid

Schon zeigt der Herbst dem Sommer seine Krallen.
Sein Regiment betrübt den braven Mann,
die Bäume lassen zwar die Hülle fallen,
die Mädchen aber ziehen sich warm an.

Zeichnung: Kurt Klamann

Gerhard Stengel

MILITÄRTECHNISCHE *Umschau*

Metallcordreifen

Ein neuartiges Geflecht aus Viskosefasern und Laufflächeneinlagen aus Metallcord zeichnen einen neuen Typ von Autoreifen aus der Sowjetunion aus. Die Reifen sind gegenüber den bisherigen relativ leicht. Testfahrzeuge legten mit diesen Hochleistungsreifen bereits 120 000 km zurück.

Schweißen durch Detonation

In Nowosibirsk, der Stadt der Wissenschaften Sibiriens, ist das Schweißen durch Detonation entwickelt worden. Die zu verbindenden Metallplatten werden in bestimmter geometrischer Ordnung mit einem speziellen Sprengstoff bestreut. Nach der Detonation sind die Platten derart miteinander „verwachsen", daß die Schweißstelle nur noch schwer zu erkennen ist.

Neuartige Radialturbine

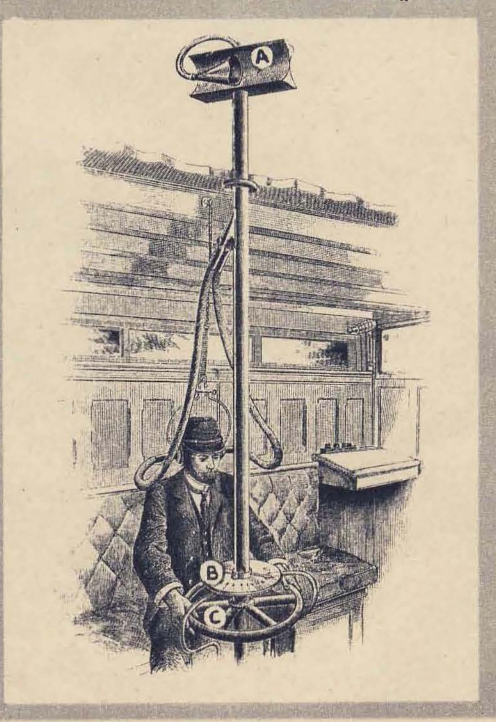
Eine Radialturbine mit „depressiven" Schaufeln wurde in der Volksrepublik Rumänien patentiert. Das Patent stützt sich auf ein neues funktionelles Prinzip in der Theorie der Gasturbinen. Das Hauptmerkmal der Turbine besteht darin, daß das Arbeitsmedium nur mit einer Seite der Schaufeln in Berührung kommt, und zwar mit dem Schaufelrücken. Dadurch wird eine wirkungsvolle Kühlung erzielt und der Betrieb bei höheren Temperaturen als bisher ermöglicht Die Bauweise dieser Turbine ist einfacher und wirtschaftlicher als die der bekannten Arten.



Das „Eophon" half Schiffe orten

Eines der ersten Geräte, mit dessen Hilfe man Schiffe nach dem Geräusch orten wollte, war das nebenstehend abgebildete amerikanische „Eophon". Seine Handhabung wurde von der populärwissenschaftlichen Zeitschrift „Prometheus" im Jahre 1898 wie folgt erläutert: „Der Schallsucher A ist auf einer senkrechten Welle über Deck befestigt und kann innerhalb der Cajüte mittelst eines Handrades C gedreht werden. In den beiden ausgehöhlten Seitenflächen des Schallsuchers liegen die hörrohrartigen Schallempfänger, welche mit biegsamen Röhren oder Schläuchen verbunden sind, die den empfangenen Schall fortleiten und ihn durch die am Ohre des Horchers liegenden Hörmuscheln diesem mittheilen. Kommt der Schall von rechts, so vernimmt ihn das rechte Ohr; wird nun der Schallsucher nach rechts herumgedreht, so tritt an einem gewissen Punkte der Schall auch in das linke Ohr und verschwindet dem rechten, wenn der Schallsucher noch weiter nach rechts gedreht wird.
Die wirkliche Richtung des Schalls ist dann eingestellt, wenn der Schall von beiden Ohren zugleich gehört wird. Diese Richtung wird von einem in der Welle befestigten Zeiger auf einer Compasrose angezeigt, über welcher er sich dreht."
Die Zeitschrift fügte hinzu, daß sich das Eophon bei seiner ersten Erprobung auf dem amerikanischen Panzerschiff „Indiana" bewährt und die Schallrichtung „bis auf den Bruchteil eines Compass-Striches genau" angegeben habe.

Horst Iffländer



Transportriese „kriecht" 3,2 km/h

Zum Transport einer aufgetankten Saturn-V-Rakete mit 5400 t Eigenmasse von der Montagehalle zur 5 km entfernten Startrampe wird ein riesiger Landtransporter eingesetzt. Dieser „Kriecher" von 34,2 m Breite und 39,3 m Länge wird von vier Dieselmotoren angetrieben. Er erreicht bei Vollast eine Geschwindigkeit von 3,2 km/h. Der Transportriese ist allerdings an vollbetonierte Rollbahnen gebunden.

Pflaster für Schiffsrümpfe?

In Norwegen wurde ein Verfahren entwickelt, wonach Plastscheiben, die von Tauchern außen auf ein Leck im Schiffskörper aufgesetzt werden, zum Dichten in Anwendung kommen. Auch Reparaturen an Seewasserventilen sollen künftig möglich werden, ohne das Schiff zu docken. Die Scheiben werden bereits in Durchmessern von 15 bis 80 cm fabrikmäßig produziert.

Fallschirm-Sombrero

Die Form eines Sombreros hat ein Polyamid-Fallschirm der Goodyear Aerospace Corporation. Er ist mit 18 kg nur halb so schwer wie die zur Zeit verwendeten Bergungssysteme mit gleichen Leistungen. Seine Kuppel ist 4,5 m hoch, der „Hutrand" hat einen Durchmesser von 16 Metern, die Sinkgeschwindigkeit beträgt selbst bei Lasten über 450 kg konstant 7,5 m/s.

Bildschirm zum Aufblasen

Eine Chikagoer Firma führte einen Fernsehempfänger in der Größe eines Kofferradios vor, der trotzdem einen 59 cm Bildschirm besitzt. Als Bildempfangsröhre dient eine kleine Metallröhre, als Bildschirm eine Kunststoffhaut, die durch einen Pumpenmechanismus aufgeblasen und durch Metallstäbe rechteckig gespannt wird. Die Bildröhre wirft ihren Strahl auf die Innenseite der Plastehaut.

Luftfilter für Wüstenfahrt

Über eine Strecke von 160 km fuhr ein Gasturbinen-Jeep im knietiefen puderfeinen Staub der Wüste von Arizona. Er war mit einem neuen Luftfilter versehen, das 92 Prozent des eindringenden Staubes abwehrte. Herkömmliche Luftfilter waren bei dem Test bereits nach zehn bis zwölf Minuten Fahrdauer völlig verstopft. Das neue Filter soll die Lebensdauer von Kolben und Kolbenringen in Verbrennungsmotoren fast verdoppeln.



Vickers-Panzer für Indien

Die britische Firma Vickers produziert für Indien einen 37-t-Panzer, der auch lufttransportfähig sein soll. Der Panzer besitzt den gleichen Motor, Getriebe, E-MG sowie andere Einrichtungen wie der Chieftain. Das Kaliber der Kanone beträgt 105 mm. Die maximale Geschwindigkeit auf Straßen wird mit 64 km/h angegeben.

Wehrforschungsschiff

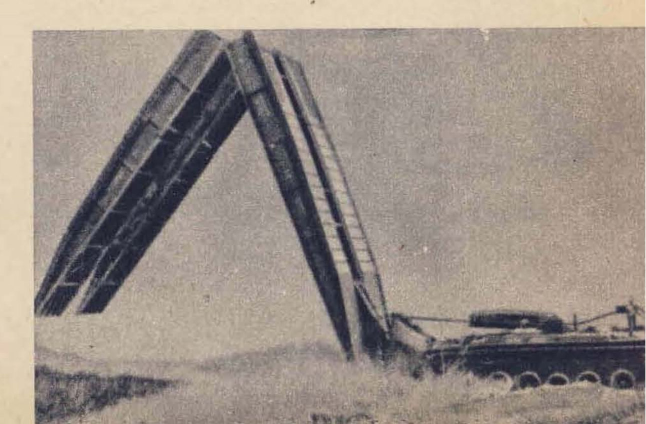
Unter Berufung auf „Traditionen der Kaiserlichen Marine" wurde in Westdeutschland im Rahmen der Aufrüstung das „Wehrforschungsschiff Planet" gebaut, das kürzlich auf Probefahrt auslief. Es soll u. a. neue Methoden der U-Boot-Ortung erforschen.

Löschzug auf Luftkissen

Die „Terraplane BC 8" ist als Luftkissenfahrzeug in Frankreich für die Verwendung als Feuerlöschfahrzeug in Häfen und auf Flugplätzen entwickelt worden. Mit einer Eigenmasse von 2350 kg und einer Geschwindigkeit von 50 bis 80 km/h werden Nutzlasten von 2 t befördert. „Terraplane" nimmt Hindernisse bis zu 60 cm Höhe.

Aluminiumbrücke

In den Engineer Research and Development Laboratories (USA) wurde eine Spurbahnbrücke aus einer speziellen Alu-Legierung entwickelt. Das Gerät hat eine Spannweite von 18 m und wird von modifizierten Panzern der Typen M 48 und M 60 getragen.





Torpedoschießen ist eine Kunst, die, wie jede andere, von Grund auf erlernt sein will – und das in vielerlei Hinsicht.
Man bedenke: Auf drei, vier Kilometer Entfernung nehmen sich viele Seeziele schon recht winzig aus. Sie beim Torpedoangriff zu treffen, ist keine Kleinigkeit – erst recht nicht, wenn sie geschickt manövrieren und wenn starker Seegang das Zielen zusätzlich erschwert.
Ein Torpedo hat zwar eine größere Detonationswirkung als beispielsweise ein herkömmliches Artilleriegeschoß, dafür braucht er als „Schwimmkörper" aber auch eine wesentlich längere Zeit, um ans Ziel zu kommen.
Für diese Zeit den zurückzulegenden Weg so klug zu berechnen und sein Schiff so zu führen, daß sich der Kurs des Torpedos mit dem des Angriffsobjektes nicht vor oder hinter, sondern mitten im Ziel kreuzt – das ist die Kunst des TS- bzw. LTS-Boot-Kommandanten und seines Torpedopersonals.
So kann mit Recht Stolz sein, wessen Schuß von der Beobachtergruppe auf dem Zielschiff als „Durchläufer" registriert wird, gewissermaßen als „Treffer mittschiffs". In diesem Falle ist nämlich der Torpedo unmittelbar unter dem Kiel des Zielschiffes „durchgelaufen". Er hätte das Ziel direkt getroffen, wäre er einige Meter höher eingestellt worden. Doch das ist nicht unbedingt nötig, und wäre auch zu kostspielig. Torpedos kosten ja, um bei unserem eingangs gewählten Beispiel zu bleiben, erheblich mehr als Artilleriegeschosse – von den Schiffen für die Zieldarstellung ganz zu schweigen. Deshalb erhalten die Torpedos für das Zielschießen einen Übungskopf statt eines Gefechtskopfes. Und dabei lernen wir eine Reihe weiterer Torpedokünstler kennen, die Matrosen, Maate und Offiziere in den Torpedoregelstellen. Sie bekommen den schlanken, glatten „Aal" als erste in die Hände – und sie geben ihn erst wieder her, wenn sie ihn für einen guten Schuß „fit" gemacht, ihn aufgetankt und ihn vor allem vorschriftsmäßig geregelt haben.
Da wäre zunächst das Verdrängungsventil einzustellen, das den Torpedo nach einer bestimmten Laufstrecke zum Auftauchen zwingt. Hierzu muß man wissen, daß der Übungskopf vor dem Schießen mit Wasser gefüllt wird – mit Süßwasser, um dem metallenen Mantel nicht zu





Das „Hirn" des Torpedos ist der Geradlaufapparat. Er muß beim Einbau besonders sorgsam behandelt werden.

Nachdem die Torpedomechaniker den Ubungskopf angesetzt haben, wird die Füllverschraubung geschlossen. In den anderen Bohrungen des Kopfes können ein Autograph zur Aufzeichnung des Kurses sowie eine Phosphor-Kalzium-Patrone bzw. eine Kopflampe für das Schießen bei Nacht untergebracht werden (oben links).

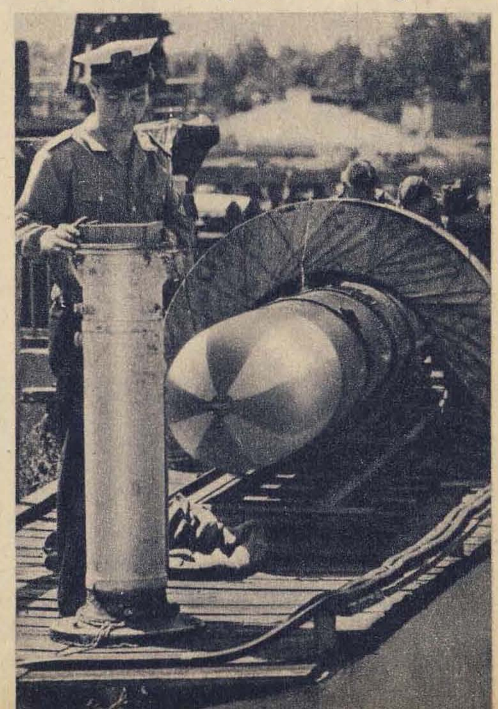
Bevor der „Aal" das Rohr verläßt

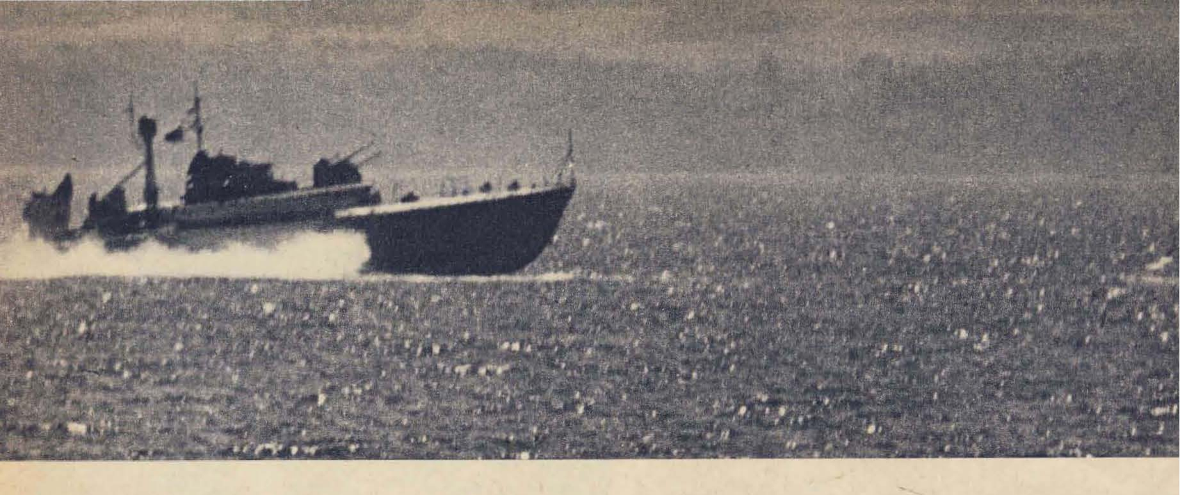
schaden! –, und daß der Torpedo mit Preßluft für den Luft-Dampf-Gasgemisch-Antrieb versehen ist. Sinkt der Luftdruck mit zunehmender Laufzeit auf einen bestimmten Wert, so öffnet sich entsprechend der vorgenommenen Einstellung (beispielsweise nach einer Laufstrecke von acht Kilometern) das Verdrängungsventil und läßt Luft in den Übungskopf einströmen. Dadurch wird aus diesem das Wasser herausgedrückt. Der Torpedo richtet sich senkrecht auf, ragt nun mit seinem Kopf über die Wasseroberfläche hinaus und kann verhältnismäßig leicht „eingefangen" werden.

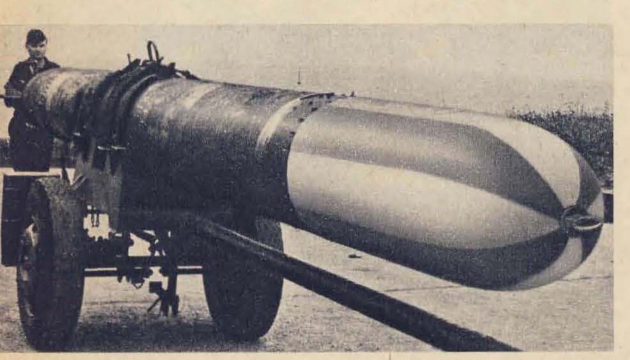
Das „Hirn" des Torpedos ist der Geradlaufapparat, ein Kreiselsystem, das die Stabilität des Kurses gewährleistet und bei Abweichungen mit Kurskorrekturen durch entsprechende Ruderausschläge reagiert. Dieser Geradlaufapparat wird in der Regelstelle exakt auf „Null" gestellt und in den Torpedo eingesetzt. Von dieser Nullstellung ausgehend, kann dann an Bord der notwendige Winkel für den Abschuß eingestellt werden.

Von nicht geringerer Bedeutung ist das Regeln der „Stoppstrecke". Durch sie wird der Tor-

Mit einem Magnetkompaß wird die durch das Magnetfeld des Torpedos hervorgerufene Abweichung ermittelt.







Auf dem Einachs-Torpedo-Transporthänger geht es zur **Ubergabestelle auf der Pier oder zu einem größeren Transportfahrzeug, auf dem vier Torpedos gleichzeitig zunächst einen Landmarsch zum Bestimmungsort antreten.**

pedo nach dem Schuß in die vorgesehene Wassertiefe gezwungen. Das geschieht, indem ihn das Querruder für die entsprechend notwendige Zeit nach unten lenkt, also seinen „freien Lauf" stoppt. Eben deshalb kann er auch das Zielschiff einige Meter unter dessen Kiel unterlaufen oder, bei realen Zielen, in der zweckmäßigsten Tiefe unterhalb der Wasserlinie treffen. Zugleich wird durch diese Tiefenregelung die Einwirkung des Seeganges auf die Bahn des Torpedos gemindert.

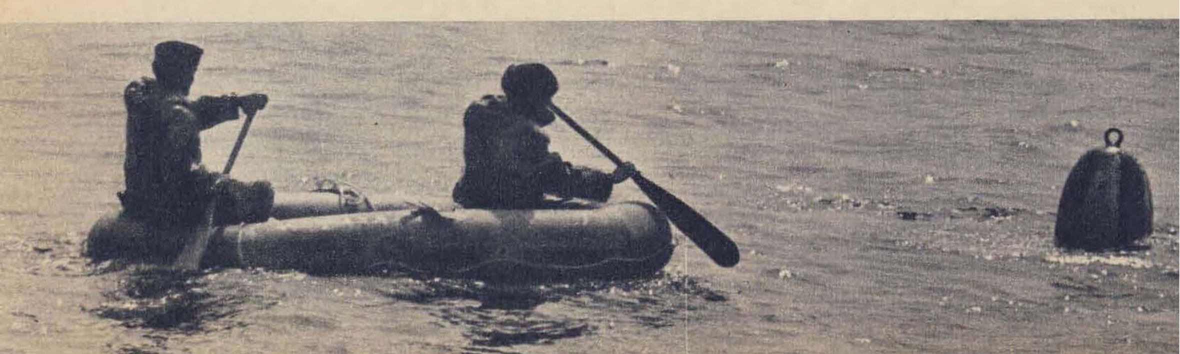
Eine „Spezialdisziplin" für die Torpedomechaniker der LTS-Boote ist das Entmagnetisieren. Wie normalerweise jeden Stahlkörper, umgibt den Torpedo meist ein Magnetfeld, weil ein mehr oder minder großer Anteil der Eisenmoleküle die gleiche Richtung einnehmen (Nord- bzw. Südpol eines jeden Magneten). Bei der beträchtlichen Größe des Torpedos kann dieses Magnetfeld solche Werte annehmen, daß der Magnetkompaß an Bord des Bootes zu „tanzen" beginnt, das heißt, erheblich von der sonst angezeigten Richtung abweicht – also praktisch ausfällt. Damit würde aber dem Kommandanten die Möglichkeit genommen, den Kurs zu bestimmen. Deshalb muß der Torpedo entmagnetisiert werden.

Das geschieht, indem man den „Aal" in einer aus daumenstarken Kabeln gewickelten Spule einem schnell wechselnden starken elektrischen Feld aussetzt – und zwar solange, bis die Eisenmoleküle des Torpedos in ihrer Richtung so durcheinander gewirbelt sind, daß kein nennenswertes eigenes Magnetfeld mehr nachweisbar ist. Die Kontrolle erfolgt mit einem Magnetkompaß in den „Behandlungspausen" (um den Kompaß nicht zu „verstimmen") in festgelegter Entfernung und Richtung zum Torpedo. Zeigt der Kompaß nur noch eine Abweichung bis zu einem Grad an, so kann der Torpedo an Bord übernommen werden.

Doch selbst, wenn er schon im Rohr verschwunden ist, wird er noch immer sorgsam „betreut". Das besorgt der Torpedogast, ebenfalls ein ausgebildeter Torpedomechaniker. Er kontrolliert noch einmal alle eingestellten Werte bzw. verändert sie entsprechend den jeweiligen Gefechtsaufgaben (z. B. Winkel und Tiefeneinstellung). Außerdem sorgt er dafür, daß die Abschußeinrichtung in Ordnung ist.

Dann erst kann der Kommandant befehlen: „Steuerbordrohr los!" und den „Aal" auf die Reise schicken.

Oberleutnant Berchert

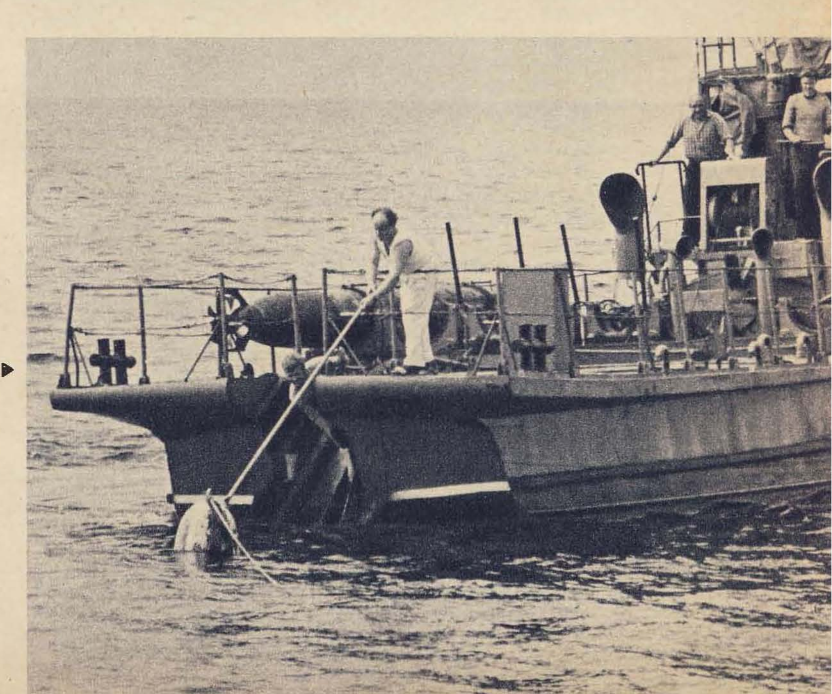






▲
„Steuerbordrohr – los!" Die Arbeit in der Torpedoregelstelle muß sich jetzt bewähren.

Die zum Zielschiff laufende Blasenbahn verrät es: Der Torpedo ist exakt geregelt worden – auch der Kommandant zielte gut. ▶



Einige Kilometer hinter dem Zielschiff steckt der Torpedo seinen Kopf aus dem Wasser. Er wird zunächst von den Matrosen ◀ „an die Leine gelegt" . . .

. . . und kann nun von den Genossen auf dem „Torpedofänger" an Bord gehievt werden. Anschließend kommt er wieder zur Torpedoregelstelle, um für das nächste Schießen hergerichtet zu werden. ▶

AR-Korrespondent
Oberst N. KOROLKOW,
Moskau

Lenins MG-Schütze

acht für Nacht brennt Ende März, Anfang April 1917 fast ununterbrochen das Licht in der Kschessinskaja-Villa zu Petrograd. Hier befindet sich das Zentralkomitee der Partei der Bolschewiki.

Zu seinem Schutz ist ein Panzerauto aufgefahren, das revolutionären Ruhm erlangen wird. Doch das weiß im Augenblick noch niemand – schon gar nicht Michail Jewsejew, der Maschinengewehrschütze des Wagens.

Oft schon hat er vor dem ZK Wache gehalten. Aber der Auftrag, den er am 3. April 1917 bekommt, ist auch für ihn etwas besonderes.

Der Kommandant des ZK-Gebäudes, Georgi Jelin, hat Jewsejew zu sich gerufen. Jelin, ein kräftiger Mann in Lederbekleidung und mit Schirmmütze, sagt zu Jewsejew, nachdem er ihn prüfend gemustert hatte:

„Eine große Sache steht uns bevor – Lenin kommt aus dem Exil zurück.

Es muß ein Fahrzeug zum Finnischen Bahnhof, um Lenin zu empfangen. Diesen Auftrag werden Sie zusammen mit Oganjan und Lukin ausführen.

Ich werde auch kommen und dafür sorgen, daß möglichst viele der Genossen, die wir schon unter den Soldaten der Petrograder Panzerdivision haben, ebenfalls am Bahnhof erscheinen. Mögen alle, vor allem die Menschewiki, sehen, wer hier in der Armee den Ton angibt. Gegen zehn Uhr abends muß das Panzerauto am Bahnhof sein!"

Schnell rattert das stählerne Ungetüm durch die Straßen von Petrograd. Auf dem Bahnhofsvorplatz hat sich schon eine beträchtliche Menschenmenge angesammelt. Petrograder Arbeiter, Soldaten und Matrosen empfangen Wladimir Iljitsch.

Lenin beginnt seine Rede auf der Treppe an der Auffahrt. Doch das ist nur eine kleine Erhöhung – sogar aus den vorderen Reihen fällt es schon schwer, Iljitsch zu sehen. Jemand rät, von einem Auto aus zu sprechen. Es findet sich jedoch keins – außer dem Panzerauto. Na, aber sollte das nicht eine gute Tribüne abgeben können?

Eilig hastet Jelin, der ZK-Kommandant, zum Fahrzeug. Jewsejew öffnet die Seitentür und steigt blitzschnell aus. Sekunden später bereits hilft er Iljitsch, auf einen der beiden Türme zu gelangen. Hier hält Lenin seine berühmt gewordene Rede über die Weiterführung der bürgerlich-demokratischen Revolution; und die er mit den Worten schließt: „Es lebe die sozialistische Revolution!"

Als er geendet hat, bleibt er noch über zwei Stunden auf dem Panzerauto – denn so lange braucht das Fahrzeug, um vom Finnischen Bahnhof zur Kschessinskaja-Villa zu gelangen. Das revolutionäre Petrograd empfängt seinen unbestrittenen Führer mit einem Triumphzug.

November 1917. Der Seewind treibt feuchtkalte Nebelschwaden nach Petrograd hinüber. Nur auf wenige Schritte Distanz vermag sich dagegen das Licht der nächtlichen Straßenbeleuchtung zu behaupten. Unbemerkt bleiben deshalb auch die nur verschwommen hin und wieder auftauchenden Schatten jener Männer, die durch die Millionaja uliza huschen. Der erste

von ihnen verhält nun vor einer kleinen Pforte in glattem Mauerwerk. Die Tür ist nur angelehnt. Sacht gleitet der Mann durch die Öffnung. Es ist Jewsejew. Und er befindet sich jetzt im Winterpalais, im Regierungssitz Kerenskis, in der „Höhle des Löwen“.
Bis zum Sommer war Jewsejew Maschinengewehrschütze auf „Lenins Panzerauto“ gewesen, hatte das ZK bewacht und war überall dort gewesen, wo, wie Jelin sich auszudrücken pflegte, etwas los war. Dann hatten ihn, Jelin sowie acht weitere Soldaten die Kerenski-Leute während der stürmischen Juli-Tage ins Gefängnis geworfen. Allerdings nicht für lange. Denn von Arbeitern der Putilowwerke waren sie wieder herausgeholt worden.
Die Partei ernannte Jewsejew zum Instrukteur einer Abteilung der Roten Garde auf der Petrowsker Insel. Er hatte den Auftrag erhalten, mit seinen Genossen in das Winterpalais einzudringen und sich dort zu verstecken. Ein Heizer, der heimlich die kleine Pforte offengelassen hatte, war ihm dabei behilflich gewesen.
In Abständen schlüpft nun einer seiner Genossen nach dem anderen durch die Türöffnung.
Jewsejew ist aufgeregt, seine Freunde nicht minder. Er tastet nach dem Revolver in der einen Tasche, nach den Handgranaten in der anderen.
Zehn Mann sind jetzt beisammen. Doch weitere neunzig Rotgardisten folgen ihnen in das Winterpalais. Eine ganze Abteilung entschlossener Revolutionäre befindet sich im feindlichen Hauptquartier!
In der Nähe der Hauptsäle verbergen sich die Rotgardisten und warten. Schließlich gibt das Feuer der „Aurora“ das Signal zum Angriff. Und als der Sturm auf das Winterpalais beginnt, stürzt sich Jewsejews Abteilung vor allem auf die in vorbereiteten Hinterhalten versteckten Feinde.
Das Palais fällt, und unaufhaltsam rollt von nun an die revolutionäre Welle vorwärts.

■ Unerwartet ertönen an einem trüben Februartag des Jahres 1918 in Petrograd die Werksirenen. Wenig später wird bekannt: Die kai-

Links oben:
Michail Jewsejew – der ehemalige Maschinengewehrschütze jenes Panzerautos, von dem herab Lenin im April 1917 zu den Petrogradern sprach.
Nach den stürmischen Tagen des Revolutionsjahres und den Schlachten des Bürgerkrieges kämpfte Jewsejew an der „Wirtschaftsfront“. Im zweiten Weltkrieg leitete er ein Werk im Ural, das die von den Faschisten gefürchteten Geschoßwerfer produzierte.

Rechts oben: Die Panzerabteilung des Zentralkomitees der Bolschewiki (Zweiter von rechts: Michail Jewsejew).



serlichen deutschen Truppen sind im Anmarsch. Der Revolution droht ernste Gefahr.
Unverzüglich eilen Arbeiter und Rotgardisten zu ihren Rayonsowjets und von da aus zum Petrograder Bahnhof. Dort treffen sie auf Jewsejew, den Leiter der zu schnellstem Einsatz bestimmten „fliegenden Abteilung".
„Tretet an, Genossen!" befiehlt er. „Wir rücken nach Ochta vor. Von dort geht es zum Warschauer Bahnhof."
Es wird Nacht. Der Frost beißt sich durch die dünnen Jacken und Mäntel. Die Kolonne erreicht den Bahnhof und wartet dort auf weitere Befehle.
„Wir werden in Gruppen zu je hundert Mann fahren!"
Keine Listen. Kein Aufrufen der Namen. Ungenannt bleibende Freiwillige fahren an die Front.
Jewsejews Abteilung bezieht bei Pskow Stellung. Entlang einer Chaussee liegt sie im Schnee. Sie eröffnet das Feuer auf die heranrückenden Feinde – und schlägt sie.
Nach einigen Tagen stoßen die Männer unvermutet auf Jelin.
„Jewsejew, wie bist du hierhergekommen?" fragt der erstaunt.
„Genau wie du!"
Alles lacht. Doch Jelin schüttelt den Kopf und sagt:
„Geh wieder nach Petrograd. So schnell als möglich! Man hat dich inzwischen zum Leiter der Panzerabteilung ernannt. Du fährst nach Sibirien!"

An einem der Tage kurz vor dem fünfzigsten Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution geht ein breitschultriger aber schon älterer, kahlköpfiger Mann in Moskau durch das Revolutionsmuseum. Er tritt hinüber zu den Tischen und Vitrinen, die den Apriltagen des Jahres 1917 gewidmet sind. Interessiert betrachtet er die Ausstellungsstücke, Fotografien und Dokumente. Doch er kommt nicht dazu, sich alles mit Muße anzusehen.
Ein Schwarm neugieriger Schüler flattert durch den Raum, nimmt ihm die Ruhe.
Langsam wendet sich der Mann zur Tür. Er will später noch einmal wiederkommen. Da stutzt er. Eines der Kinder hat nach der Besatzung jenes legendären Panzerautos gefragt. Und der Museumsführer erklärt:
„Über die Besatzung wissen wir so ziemlich alles – und ich werde darüber gleich berichten. Leider ist uns aber nichts über den damaligen Maschinengewehrschützen Jewsejew bekannt."
„Da kann ich Ihnen helfen!" entfährt es dem breitschultrigen älteren Mann unwillkürlich. Es ist Jewsejew. Sekunden später umschwärmen ihn die Schüler. Er muß erzählen und denkt bald gar nicht mehr daran, daß er ja eigentlich gehen wollte, um später wiederzukommen.

Heute ist das historische Panzerauto, das dem Führer des russischen Proletariats seinerzeit als Rednertribüne diente, ein Denkmal und eine der Sehenswürdigkeiten Leningrads.





Zwischenfall an der Grenze

Kriminalerzählung von Klaus D. Winzer

„Haben Sie sich auch nicht geirrt?“ fragt Leutnant Felbinger die dreiundfünfzigjährige Ludmilla Herstäcker, die ihm im Dienstgebäude des VPKA von Mittelsulza gegenübersitzt.
„Aber, Herr Leutnant, wie können Sie nur so etwas sagen. Auch mein Mann sagte zu mir, gehe mal lieber gleich zur Polizei, damit sie was unternehmen kann. So dicht an der Grenze, wie wir sind, und wenn da einer ein Zimmer mietet und dann nicht mehr zurückkommt und seine ganzen Sachen liegenläßt . . .“
„Gut, Frau Herstäcker. Ich komme am besten gleich mit zu Ihnen in den ‚Löwen‘.“
Über die Landstraße nach Hörschel rollt bald darauf ein grauer Wartburg. Kurze Zeit später steht Leutnant Felbinger vor einem flachgebauten Einfamilienhaus. Am Gartentor ein Schild mit dem Namen seines Besitzers: Rottluff. Lautes Hundegebell ertönt, als Felbinger auf die Klinke drückt. Ein stämmiger Schäferhund kommt wie der Blitz aus der, wie Felbinger erst jetzt bemerkt, nur angelehnten Haustür herausgestürzt. Den Türrahmen füllt eine breitschultrige Gestalt.
Felbinger zeigt seinen Ausweis. „Ich möchte Herrn Harald Rottluff sprechen.“
„Woher weiß denn die Polizei, daß mein Bruder hier ist?“
Der Gesuchte lehnt sich aus dem Fenster im Erdgeschoß. „Was gibt's denn?“
Im Zimmer fragt Felbinger: „Haben Sie gestern diesen Meldeschein im Hotel ‚Zum Löwen‘ ausgefüllt?“
„Ja, natürlich“, erklärt Harald Rottluff und erzählt ungezwungen weiter: „Der letzte Bus nach Hörschel war schon weg, als ich in Mittelsulza ankam, und da ich nicht im Wartesaal kampieren wollte, suchte ich mir ein Zimmer. Es war nur noch ein Bett frei – in einem Zweibettzimmer. Na, ich meinte zum Wirt, für eine Nacht würde mir das gar nichts ausmachen. Dann füllte ich diesen Schein da aus, bezahlte im voraus, und sagte, daß ich mit dem 6.05-Uhr-Bus fahren wolle, trank noch zwei Bier und ging schlafen.“
„Haben Sie den anderen Gast gesehen oder mit ihm gesprochen?“
„Als ich ins Zimmer kam, schlief er schon. Er hatte sich bis obenhin zugedeckt, so daß man kaum etwas von ihm sehen konnte. Nachts mußte ich allerdings raus und zog mir die Hosen an. Dabei stieß ich an einen Stuhl. Das weckte den anderen, und verschlafen knurrte er, was denn zum Teufel mitten in der Nacht los sei. Ich fragte ihn nach der Toilette. Übern Hof, zweite Tür links. Und das Taschenmesser vom Tisch sollte ich mitnehmen, sonst bekäme ich die verklemmte Tür nicht auf. Das war alles. Als ich zurückkam, schlief der andere schon wieder. Um halb sechs Uhr bin ich aufgestanden und zur Bushaltestelle gegangen.“
„Da lag der Mann noch im Bett?“
„Unter Garantie. Ich habe ihn schnarchen gehört.“
„War schon jemand auf, als Sie gingen?“
„Was weiß ich? Die wußten ja, wann ich wegwollte. Die Tür war jedenfalls offen.“ ▶

Felbinger schaut von seinem Notizbuch auf. „Wann sind Sie hier eingetroffen?"
„Um sieben. Kurt, du kannst es bestätigen."
Der Bruder nickt.
„Kann der Busfahrer das ebenfalls?"
„Dem Wirt habe ich die letzten vier Markstücke für die Übernachtung gegeben. Im Bus mußte ich dann einen Fünfmarkschein wechseln. Da hat der Fahrer gemeckert. Fragen Sie ihn mal danach."
Kurt Rottluff haut mit der Faust auf den Tisch. „Donnerkeil, Herr Leutnant, alles was recht ist, aber was soll diese Fragerei! Sie kommen einfach her und quetschen meinen Bruder aus, als habe er jemanden umgebracht. Ich muß doch sehr bitten . . ."
Felbinger sagt ruhig: „Bitte, lassen Sie mich aussprechen. Der Mann, mit dem Ihr Bruder heute Nacht das Hotelzimmer geteilt hat, ist spurlos verschwunden. Seine Sachen, Koffer, Nachtzeug, hat er zurückgelassen. Ihr Bruder war als letzter mit ihm zusammen!"
„Vielleicht mußte er eilig nach Hause und holt sich die Sachen später oder läßt sie sich schikken?" bemerkt Harald Rottluff aufgeregt.
„Nein", erklärt der Kriminalist, „das haben wir am Wohnort des Vermißten schon überprüfen lassen. – Übrigens, Sie sprachen von einem Taschenmesser, das auf dem Tisch gelegen haben soll. Wir haben keines gefunden."
Aschfahl wird das Gesicht des jungen Mannes, als er jetzt aufsteht und langsam einige Schritte vom Tisch zurücktritt. Seine breiten Hände streichen langsam auf den Oberschenkeln hinab. Plötzlich krampft sich die rechte Hand zur Faust. Mit Spannung verfolgt auch Kurt Rottluff das eigenartige Verhalten seines Bruders. Dann greift dieser mit einem schnellen Griff in die Hosentasche und legt hastig, als sei es ein glühendes Stück Eisen, ein Taschenmesser auf den Tisch, direkt vor Leutnant Felbinger. Kurt Rottluff will es sich näher betrachten, da ruft auch schon Felbinger dazwischen: „Liegenlassen!" Mit einem Taschentuch nimmt er das Messer hoch, klappt es auf. „Das ist also das Messer?"
Rottluff nickt. „Ich muß vergessen haben, es wieder auf den Tisch zu legen, als ich vom Hof zurückkam."
Felbinger betrachtet durch eine kleine Lupe die Klinge. „Sieht aus wie Blutspuren", sagt er dann sehr ernst. „Bitte begleiten Sie mich zur Dienststelle."
„Ich habe ihm nichts getan!" fährt Rottluff auf. „Das Blut ist von mir. Beim Aufklappen habe ich mich in den Finger geschnitten. Glauben Sie mir doch!"
Leutnant Felbinger berichtet seinem Vorgesetzten: „Genosse Oberleutnant, die Suche nach Klapproth läuft. Die Personenbeschreibung und eine Beschreibung der Bekleidung des Vermißten aus Leipzig haben wir beigefügt. Trotz alledem stecken wir erst einmal fest. Die Wirtsleute, befragt, warum sie Harald Rottluff zu Klapproth gesteckt haben, obwohl in jener Nacht noch alle anderen Zimmer frei waren, erklärten das recht wortreich mit ihrer Bequemlichkeit. Wegen einer Übernachtung wollten sie nicht extra ein Zimmer saubermachen. Desweiteren wissen wir, allerdings nicht von Herstäcker, daß Klapproth sich schon zum zweiten Male in diesem Monat in Mittelsulza aufhält. Über die Gründe jedoch konnte ich nichts erfahren. Der Sechzigjährige sei viel spazierengegangen, schon in aller Herrgottsfrühe. Aber am vergangenen Sonnabend will der Wirt ihn beim Weggehen weder gesehen noch gehört haben. Die Tür habe er für Rottluff kurz vor halb sechs Uhr aufgeschlossen."
Oberleutnant Rininsland nickt. „Das ist nicht viel. Und wie bewerten Sie das Gerücht, Genosse Felbinger?"
„Gerücht? Ach so, Sie meinen die Mär von einem Grenzdurchbruch in unserem Abschnitt? Ich habe mich bei den Grenztruppen erkundigt. Es wurde weder hier noch in den Nachbarabschnitten eine Grenzverletzung registriert."
Rininsland reicht dem Leutnant einen geöffneten Brief über den Tisch. „Lesen Sie das einmal!"

„Sehr geehrte Herren! Sollte auf den jungen Mann, der in der vergangenen Nacht mit in meinem Zimmer schlief, irgendein Verdacht, mein Verschwinden betreffend, fallen, so möchte ich erklären, daß dieser unbegründet ist. Ich bin fest davon überzeugt, daß ich mich, wenn dieser Brief in Ihren Händen ist, bereits bei Freunden in Kassel befinde.
Hochachtungsvoll. August Klapproth."

„Am Sonnabend zehn Uhr hier in Mittelsulza abgestempelt? Die Zeit könnte stimmen. – Dennoch . . ." Felbinger zögert ein wenig, „ich würde sagen, der Brief ist gefälscht, Genosse Oberleutnant." Rininsland wiegt den Kopf. „Kann sein, braucht auch nicht zu sein. Wir werden sehen."
„Was machen wir mit Rottluff? – Der Busfahrer hat ihn um sechs Uhr einsteigen gesehen. Wenn das Untersuchungsergebnis der Blutrückstände auf dem Messer negativ ausfällt, sollte man ihn laufen lassen. Wir können Rottluff nichts nachweisen, was die Aufrechterhaltung der U-Haft rechtfertigen würde."
„Der Meinung bin ich auch. Hier das Gutachten. Die Blutspuren auf dem Objekt stammen einwandfrei von Rottluff."
Am darauffolgenden Tag, gegen zehn Uhr, klingelt Leutnant Felbinger, begleitet von einem Genossen der Abteilung K der Leipziger VP, an einer Wohnung im dritten Stock der Ludwigstraße. Hier bewohnt August Klapproth ein möbliertes Zimmer. Die Wirtin, eine hagere Endfünfzigerin, wundert sich, daß sich die Polizei schon wieder nach ihrem Mieter erkundigt. Er sei ein vornehmer Mieter, der Herr Klapproth, erklärt sie, und wohlhabend dazu. Deshalb habe er auch gleich nach seinem 60. Geburtstag die Buchhalterposition bei einer Buchdruckerei im Norden der Stadt aufgeben können. Seit dem Tage verreise er oft. Wohin? Das könne sie nicht sagen. Aufmerksam schauen sich die Kriminalisten in dem sauber aufgeräumten Zimmer um. Felbinger nimmt sich

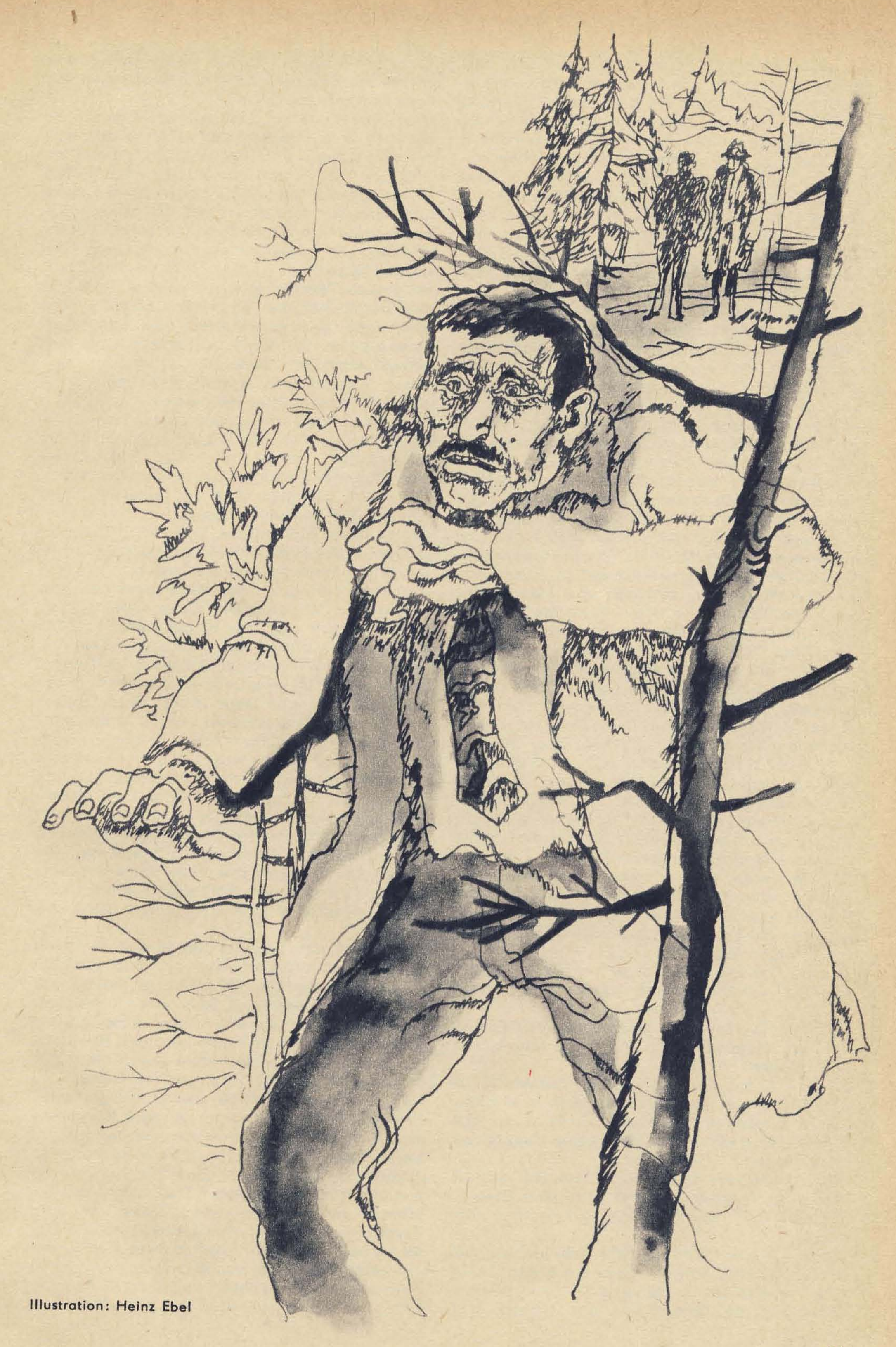


Illustration: Heinz Ebel

einen runden Papierkorb auf den Schoß und stochert mit der behandschuhten Rechten darin herum. Zuerst holt er ein Zeitungsblatt heraus. Plötzlich stutzt er. Eine Anzeige in der Spalte „Immobilien" ist rot angestrichen. „Renommiertes Hotel in freundlicher Kleinstadt Westthüringens, angenehme Gegend, sucht stillen oder tätigen Teilhaber. Schriftliche Angebote an Bahnhofshotel Mittelsulza erbeten." Die Zeitung ist vierzehn Tage alt. Drei Tage nach dem Erscheinen hatte August Klapproth zum ersten Male einen Meldezettel im Bahnhofshotel von Mittelsulza ausgefüllt.
Jetzt, da Felbinger den Beweis in Händen hat, daß Herstäcker über den verschwundenen August Klapproth mehr weiß, als er bereit war zuzugeben, läßt es ihm keine Ruhe mehr. Er muß schnellstens dahinterkommen, ob Klapproth die erste oder, was wahrscheinlicher war, die zweite Reise nach Mittelsulza mit einem größeren Geldbetrag antrat. Wenig später weiß er: Am Montag voriger Woche hat August Klapproth von seinem Konto bei der Stadtsparkasse fünftausend Mark abgeholt. Tags darauf fuhr er nach Thüringen. Obwohl der Oberleutnant über den letzten Stand der Ermittlungen sehr erfreut ist – seine Bedenken, die das weitere Vorgehen betreffen, kann auch Felbinger nicht ohne weiteres vom Tisch schieben. Die Tatsache, daß ein vermißter Bürger auf eine Geschäftsanzeige geantwortet hat, sich daraufhin Geld von seinem Sparkonto auszahlen ließ und auch ein zweites Mal zu Besprechungen an Ort und Stelle fuhr, reichen allein nicht aus, um sein plötzliches Verschwinden mit einem Verbrechen zu erklären und den Bahnhofshotelwirt als mutmaßlichen Täter zu verhaften. Doch Rininsland ist, während Felbinger sich in Leipzig umgeschaut hatte, ebenfalls nicht hinter dem Schreibtisch sitzengeblieben.
„Am Freitag", berichtet er nun seinem Mitarbeiter, „gegen siebzehn Uhr ist Herstäcker mit August Klapproth zu einer Autotour gestartet. Wo sie waren, weiß ich noch nicht; auf jeden Fall ist schwarz und weiß belegt, daß Herstäkker mit einem Wartburg, polizeiliches Kennzeichen EL 35-78, hundertundachtzehn Kilometer unterwegs war."
„Soviel wie mir bekannt ist", wirft Felbinger ein, „hat Herstäcker aber gar keinen eigenen PKW."
„Stimmt. Es war ein Mietwagen vom VEB Kraftverkehr. Herstäcker hat ihn nicht zum ersten Male benutzt."
„Und was hat das mit unserer Fahndung zu tun? Von dieser Reise ist Klapproth ja wohlbehalten zurückgekehrt. Harald Rottluff hat mit ihm in der Nacht vom Freitag zum Sonnabend gesprochen."
Mit befremdeter Miene betritt Harald Rottluff wenig später wieder einmal Felbingers Dienstzimmer. Doch der tritt ihm aufgeräumt entgegen.
„Keine Angst, Herr Rottluff, ich glaube, das Rätsel löst sich. Bitte nehmen Sie Platz." Dann zeigt er auf ein Tonbandgerät. „Wir werden Ihnen jetzt die Stimmen von fünf Männern vorspielen. Sie sollen uns nur sagen, ob eine von ihnen der Stimme Ihres Schlafgefährten aus dem ‚Löwen' ähnlich ist."
Das Band läuft ab, und aufmerksam lauscht Rottluff. Bedächtig schüttelt er den Kopf, wieder und wieder. Felbinger spult das Band zurück und läßt es nun etwas langsamer laufen. Da springt Rottluff plötzlich auf. „Diesen Mann noch einmal!" fordert er. „Ja, das könnte dieser August Klapproth gewesen sein", erklärt er dann. „Er sprach genauso – auch mit solch tiefer Stimme."
Im grauen Wartburg sitzen hinten Felbinger und Herstäcker, der Wirt vom „Löwen", vorn Rininsland und der Fahrer. Die Landschaft fliegt rasch an den Fenstern vorüber. Doch keiner hat einen Blick dafür.
„Darf ich wissen, wohin diese Spritztour eigentlich geht?" fragt Herstäcker.
Rininsland und Felbinger reagieren nicht. Plötzlich legt sich der Wagen in eine scharfe Rechtskurve, rutscht vier, fünf Meter über einen holprigen Knüppeldamm und fährt dann auf einem schmalen Weg, den schwere Räder von Holzfuhrwerken aufgewühlt haben, immer tiefer in den Wald hinein. Schließlich hält er.
„Kommen Sie, Herr Herstäcker, steigen Sie aus. Das letzte Stück müssen wir laufen."
Gespannt verfolgen jetzt Rininsland und Felbinger jede Bewegung des Wirtes. Langsam nur schiebt er sich aus dem Wagen, steht prüfend auf dem Weg, schaut sich nach allen Seiten um.
„Kommen Sie, es wird bald dunkel." Felbinger nimmt den Wirt leicht am Arm und führt ihn nach rechts, immer tiefer in das dichte Unterholz hinein. Bald müssen sie hintereinander gehen: Rininsland, Herstäcker, Felbinger. Doch der Wirt wird immer langsamer. Der Leutnant schaut ihn prüfend an, zwängt sich dann an ihm vorbei, geht vor zum Oberleutnant. In diesem Augenblick schnellt Herstäcker herum und verschwindet mit riesigen Sätzen im Unterholz. Mit unbewegten Gesichtern schauen ihm die beiden Kriminalisten hinterher. Es dauert nicht lange, so bringen zwei Volkspolizisten den Wirt zurück. Kopfschüttelnd wendet sich Felbinger ihm zu.
„Sie haben sich anfangs für besonders schlau gehalten, Herstäcker", sagt er. „Das Gerücht vom angeblichen Grenzdurchbruch stammt von Ihnen, ebenso der Brief. Aber was Sie jetzt gemacht haben, war dumm, ausgesprochen dumm. Konnten Sie sich nicht denken, daß wir nicht mit Ihnen allein in den Wald gehen, ohne genügende Sicherung? Kommen Sie weiter!
Dort drüben ... Sind Sie bereit, zu gestehen, Freitag abend den Bürger August Klapproth hier an dieser Stelle ermordet und beraubt zu haben? Die Leiche verscharrten Sie dann da drüben. Sie hofften wohl, dieses Versteck würde niemals entdeckt werden? Das war dank der Mithilfe vieler Bürger bei der Suche nach dem Vermißten eine Fehlspekulation – ebenso wie die Annahme, Harald Rottluff wäre für Sie das gefundene Alibi; Sie brauchten sich nur noch in Klapproths Bett zu legen und Ihre Stimme zu verstellen, um alle Spuren zu verwischen."



FF-COCKTAIL

Begegnung

Sie saß in der Metro
mir schräg gegenüber;
vielleicht fünfundzwanzig –
ein Buch in der Hand.
Ich sah hin und wieder
zu ihr mal hinüber –
dann sah ich den Titel,
er war mir bekannt.

Kein Wunder, denn Schiller,
„Kabale und Liebe“,
wer soll das nicht kennen,
das kennt man nun mal.
Da war es, als ob mir
der Atem wegbliebe,
das Mädchen las Schiller
im Original.

Was kann so ein Mädchen
wohl hassen und lieben?
Wen sieht sie als Freund an?
Und wer ist ihr Feind?
Vielleicht ist ihr Vater
im Kriege geblieben?!
Vielleicht hat sie damals
als Kind schon geweint?!

Und nun sitzt ein Deutscher
ihr schräg gegenüber,
der damals als Söldner
mit eindrang ins Land.
Er schlägt heute Brücken
in ihr Land hinüber.
Er hat seine Brüder
im Osten erkannt.

Sie steigt aus dem Wagen,
und ich fahre weiter.
Sie läßt mich mit meinen
Gedanken allein.
Ein Nicken zum Abschied
ganz freundlich und heiter –
wie gut ist es heute,
als Freund hier zu sein.

H. Lauckner

Zeichnung: Klaus Arndt





(UdSSR)

Zwei Jahre über dem Abgrund

Dieser Film, der unter der Regie von Timofej Lewtschuk entstand, ist den Helden der unsichtbaren Front gewidmet, die ihr Leben im Kampf gegen den Faschismus einsetzten. Stellvertretend für viele Namenlose steht das Schicksal des sowjetischen Kundschafters Iwan Kudrja und das seiner Gefährten – das Schicksal der Kiewer Illegalen.

1941 in Kiew mit dem Sonderauftrag zurückgeblieben, eine illegale Organisation aufzubauen, gelang es Iwan Kudrja, genannt Kondrajuk, bald, eine starke Gruppe zu bilden, die den deutschen Okkupanten in wirksamen Aktionen gegenübertrat. Jede Möglichkeit klug nutzend, drang Kudrja bis zur Agentenzentrale des erfahrenen Abwehrmannes Müller vor, der im Auftrag der Deutschen Spione für den Einsatz im sowjetischen Hinterland ausbildete und die Bewachung der Stadt vor den Partisanen organisierte. Durch Müllers Freundin, Anna Piman, gelangte Kudrja schließlich in den Besitz von wichtigem Geheimmaterial. Gefährdete Menschen wurden gerettet, viele Spione unschädlich gemacht und wesentliche Objekte der Deutschen zerstört. Dann fielen durch Verrat einige Partisanen in die Hände der Gestapo, unter ihnen Iwan Kudrja. Doch den Faschisten gelang es nicht, die Organisation der Kiewer Illegalen zu zerschlagen. Die Überlebenden kämpften weiter, bis zur endgültigen Befreiung ihrer Heimat.

Ar.



Fotoelektrischer Durchgangsprüfer

In der Bastel- und Reparaturpraxis ist der Durchgangsprüfer, auch Leitungsprüfer genannt, ein vielseitig einsetzbares Hilfsgerät. Dabei kommt es weniger darauf an, mit ihm Widerstandswerte zu bestimmen. Vielmehr will man lediglich feststellen, ob beispielsweise in Leitungen, Spulen, Transformatoren oder ganzen Schaltungen Stromdurchgang vorhanden ist. Allen üblichen Durchgangsprüfern ist gemeinsam, daß sie eine Stromversorgung benötigen. Benutzt man zur Anzeige ein Meßwerk oder ein Skalenlämpchen, so ist eine Batterie die Stromquelle. Bei Verwendung einer Glimmlampe braucht man wegen der höheren Gleichspannung sogar ein Netzteil.

Eine elegante Lösung für einen Durchgangsprüfer zeigt die nebenstehende Schaltung. Sie besteht lediglich aus einem Fotoelement und einem Meßwerk mittlerer Stromempfindlichkeit. Die Reihenschaltung wird durch zwei Telefonbuchsen unterbrochen, an die zwei Prüf-



DMV Berlin 1967, 372 Seiten mit Abbildungen, etwa 8,50 MDN

Erwin Bekier: „Bis zum Stillen Ozean“

Es gibt Zeitgenossen, die wissen nach einer Reise erst, wo sie gewesen sind, wenn ihre Filme entwickelt sind. Nicht so unser Autor. Er hat ein Stück Welt gesehen. 400 000 Kilometer sind keine Kleinigkeit. Er hat Erlebnisse und Begegnungen wie kaum einer, zufällige, herbeigesehnte, überraschende. In jedem Fall interessante. Seine neun Geschichten sind Punkte aus der Geschichte eines Landes. Orientierungspunkte der fünfzig Jahre Sowjetmacht. Das ist der Leitgedanke dieses Bandes. Er berichtet von Menschen, die diese Zeit mit geprägt haben, wie sie selbst von ihr geformt wurden. Ihre Erlebnisse und Taten sind nicht alltäglich, doch entstammen sie dem Alltag dieses Staates, sie sind dramatisch, aber nur zum Geringen sensationell, sieht man davon ab, daß die Entwicklung dieses Landes wohl auch sensationell zu nennen ist. Da ist Moskau am 12. April 1961, dem Tag des ersten bemannten Weltraumfluges, Juri Gagarin. Ein Ereignis, das die Welt in Atem hielt. Geburtsstunden verdienen immer, festgehalten zu werden. Der Autor war dabei. Da ist Iwan Josefowitsch Nagurski, der als erster die Antarktis mit einem Flugzeug anging. Gagarin könnte sein Sohn sein, unbedingt ist er sein Erbe. Der Kampf der Erdölarbeiter gegen Eis und Feuer auf ihrer Insel aus Stahl im Kaspischen Meer wird gewürdigt. Doch nicht wenige Jahre stand die Sowjetunion im Krieg auf Leben und Tod gegen innere und äußere Feinde. Wir lernen den Funker Lenins kennen, der den berühmtesten Funkspruch der Welt in den Äther hämmerte, erfahren von opfervollen Gefechten der zwanziger Jahre, hören von der heldenmütigen Verteidigung der Festung Brest 1941, vom Seekrieg im Hohen Norden, und der Autor folgt der Spur eines Briefes, der in Kokino im Gebiet Brjansk aus seinem Versteck fiel und dessen Schreiber heute am Rhein lebt. Erlebnisse, Berichte von Reisen, die es würdig sind, unvergessen zu sein. Neues mitteilend, Bekanntes in neues Licht setzend. Am meisten überzeugend, wo der Autor dicht am Menschen ist, aber auch dort noch lesenswert, wenn er bedeutende Ereignisse flächig erfaßt.

Claus



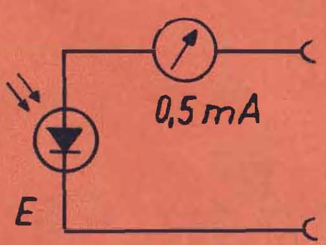
UNTERLEUTNANT HORST BEGERAD

Geboren: 20. April 1941, Beruf: Dipl.-Wirtschaftler, Klub: FC Vorwärts Berlin, größte Erfolge: 3mal deutscher Meister der DDR mit dem FCV, je ein Spiel in der DDR-Nachwuchs- und B-Mannschaft.



Es wäre vermessen, behaupten zu wollen, mit Horst Begerad hätte der FC Vorwärts Berlin in der Saison 1966/67 statt des mäßigen achten Platzes vielleicht die Meisterschaft errungen, aber oft hatte man sich den einsatzfreudigen Torjäger herbeigewünscht – besonders bei den Heimspielen, wenn die Gelb-Roten drückend überlegen spielten, aber kein Tor zustande brachten. Doch die schwere Verletzung, die er sich im Juli 1966 in Boras (Schweden) zugezogen hatte (Bruch des Wadenbeins und des Sprunggelenks sowie Bänderriß am Knöchel), setzte den blonden, stämmigen „Vorwärts“-Stürmer fast ein Jahr lang außer Gefecht. Dabei dauerte es einige Jahre, bis man beim FCV „Beges“ Qualitäten als Durchreißer und Torschütze nutzte. Als der aus Querfurt stammende Horst 1962 von der ASG Vorwärts Cottbus zum ASK nach Berlin kam, wurde er zuerst wegen seiner guten athletischen Eigenschaften und seiner großen Einsatzfreude auf fast allen Abwehrpositionen eingesetzt. Am liebsten spielt er jedoch Mittelstürmer, Angriffsspitze. Seit 1965 stürmt er wieder und schießt Tore. In der Saison 1965/66 waren es dreizehn, nur Frenzel vom 1. FC Lok Leipzig stand in der Oberliga-Torschützenliste vor ihm.
Nachdem er im vergangenen Jahr nach anstrengendem fünfjährigem Fernstudium sein Diplom als Wirtschaftler erhielt, hat er nun wieder etwas mehr Zeit, sich seiner Familie, der Frau und den drei Kindern zu widmen. **Wi.**

schnüre angeschlossen werden. Fotoelement, Meßwerk und Buchsen werden auf dem Deckel eines Kästchens angeordnet. Fällt auf das Fotoelement Tageslicht oder das Licht einer Tischlampe, und wird das Buchsenpaar kurzgeschlossen, so fließt durch das Meßwerk ein der Lichthelligkeit entsprechender Strom. Zugleich läßt sich noch feststellen, ob der Durchgang niederohmig oder hochohmig ist.
Nach dem gleichen Prinzip arbeitet auch der fotoelektrische Belichtungsmesser, dessen Fotoelement sich durchaus für den beschriebenen Durchgangsprüfer eignet. Der große Vorteil der Schaltung liegt darin, daß alle mit der Stromversorgung zusammenhängenden Probleme entfallen. **Ing. Schubert**



Schaltung eines fotoelektrischen Durchgangsprüfers.

Partisanen in Bolivien

Dr. Jan Vyškovský

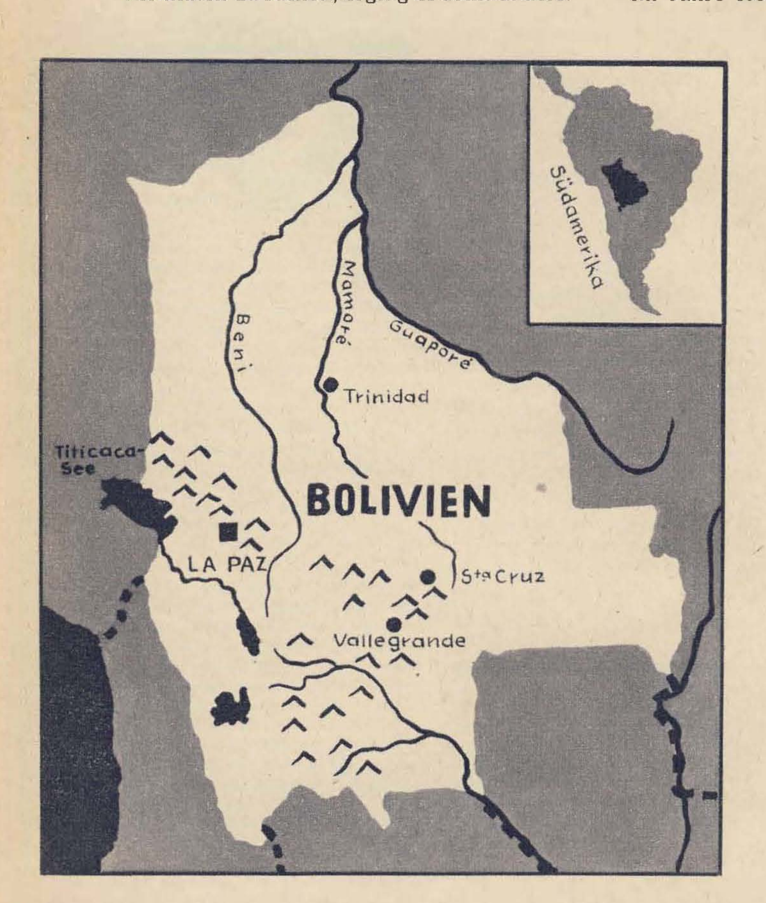
Die Luft in La Paz, der höchstgelegenen Hauptstadt der Welt, ist sehr dünn – die politische Atmosphäre dagegen häufig recht schwül. So war es beispielsweise im Herbst 1964, als eine Militärclique, geführt von General René Barrientos Ortuño, durch einen Staatsstreich zur Macht kam oder als sich die Bergarbeiter bolivianischer Zinngruben – ebenfalls 1964 – gegen ihre Unterdrücker bewaffnet zur Wehr setzten. Nach den „Präsidentenwahlen" vom Sommer 1966, in denen General Barrientos als einziger kandidierte und natürlich auch „siegte", trat im Lande scheinbar Ruhe ein. Doch diese relative Stille wurde im März dieses Jahres wie von einem Donnerschlag unterbrochen: Auf einer Straße zwischen Vallegrande und Lagunillas, etwa 550 km südöstlich von La Paz überfielen Partisanen eine Gruppe von sechs Soldaten und einem Offizier. Einer weiteren Gruppe von etwa 20 Soldaten, die ausgesandt wurde, die Vermißten zu suchen, erging es nicht anders.

Die Partisanen nahmen ihren Gefangenen die Waffen, Uniformen sowie sämtliche Ausrüstungsgegenstände ab und gaben ihnen dafür abgetragene Zivilkleidung. Die Soldaten erzählten später, daß sie gut verpflegt worden seien – die Offiziere allerdings hätten achtundvierzig Stunden lang hungern müssen, was ihnen jedoch nichts geschadet habe. Nach diesen zwei Tagen wurden die Gefangenen wieder entlassen.

In der Hauptstadt La Paz setzte man eilig das Gerücht in Umlauf, daß die beiden Überfälle von einer Schmugglergruppe, die mit Kokain und Marihuana handele, verübt worden seien.

Zwei Tage später schon mußte ein Regierungssprecher offiziell zugeben, daß die Aktion von einem starken Partisanenzentrum ausging, zu dem mindestens vierhundert Kämpfer gehörten.

Partisanen traten in Bolivien schon einmal auf, im Jahre 1963. Doch damals hatte es sich um



Mit langen Gesichtern „eroberten" bolivianische Regierungstruppen das von den Partisanen kampflos aufgegebene Lager. Außer Agitationsschriften war nichts von Bedeutung zurückgeblieben. ▶

Karte: Els



rechtsextremistische Gruppen der Falanga Socialista de Bolivia gehandelt, und die Existenz dieser Gruppen war lediglich Ausdruck zeitweiliger Widersprüche unter den herrschenden Klassen gewesen.

Diesmal jedoch waren die Partisanen mit revolutionären Zielen, wie beispielsweise der Forderung nach Bodenreform und nationaler Unabhängigkeit aufgetreten und wurden deshalb, wie jede fortschrittliche Bewegung in Lateinamerika, von der Regierung alsbald als „castrokommunistisch" bezeichnet.

Neben der einheimischen Reaktion zeigte sich auch die Regierung der Vereinigten Staaten sehr beunruhigt. In Santa Cruz landete ein nordamerikanisches Militärflugzeug, das Instrukteure brachte sowie Waffen, die im Dschungelkrieg gegen die Partisanen eingesetzt werden sollten.

Am 29. März verhandelte General Barrientos mit den Vertretern der US-Militärmission in Bolivien – einen Tag später ließ er vorzeitig Rekruten einziehen sowie die wehrfähigen Bauern und Landarbeiter im Departement Cochabamba mobilisieren. So, wie schon sein Vorgänger Estenssoro, bemühte er sich, mit Hilfe der politisch ungebildeten Menschen auf dem Lande – fast durchweg Analphabeten – die fortschrittliche Bewegung aufzuhalten.

Die mobilisierten Truppen erhielten zunächst die Aufgabe, das Partisanengebiet einzuschließen und Nachrichten zu sammeln.

Am 2. April gab die Regierung Barrientos eine Erklärung heraus, in der es hieß, daß die Partisanen keine Gefahr für die „konstitutionelle Ordnung" bilden würden, und daß es keinen Grund zur Unruhe gäbe. General Ovando Candía, der Oberbefehlshaber der Streitkräfte, behauptete, daß die Partisanenaktionen offensichtlich vorzeitig begonnen hätten, und daß nun die ganze Bewegung schnell liquidiert werden würde.

Still und leise begann dann der eigentliche Feldzug. Das erste Bataillon der vierten Infanteriedivision entdeckte schließlich das Partisanenlager! Aber es war verlassen. Times-Korrespondent Muray Sayl, der an der Aktion teilnahm, äußerte sich später, daß die Art und Weise, in der die Basis angelegt war, der Aufbau des Verteidigungssystems und nicht zuletzt die Organisation des Rückzuges davon zeugten, daß die Partisanen über fähige Kommandeure verfügten. Auch seien jene Überfälle, die den ganzen Aufruhr verursacht hätten, offenbar keine vorzeitigen Aktionen gewesen, sondern seien eindeutig zur Vergrößerung der Waffen- und Munitionsvorräte ausgeführt worden.

Die Partisanen verschwanden zunächst im Dschungel. Doch seitdem machen sie immer wieder von sich reden. Die Regierung Barrientos dürfte es also trotz der dünnen Luft in La Paz noch immer sehr schwül sein, wovon auch die Tatsache zeugt, daß sie inzwischen rund zweihundert führende Persönlichkeiten politischer Organisationen unter Hausarrest stellte, schätzungsweise weitere hundert in Konzentrationslager steckte und allen jenen die Verhaftung androhte, die mit den Partisanen sympathisieren.



Verkehrt im Verkehr?

Merke:

Man passiere Ortschaften und belebte Punkte grundsätzlich mit 15 km Geschwindigkeit. Auf jedes Warnungszeichen eines Kutschers achten! An unruhigen Pferden nur in vorsichtigem Tempo und mit geschlossener Auspuffklappe vorbeifahren! Pferden, die ohne Aufsicht auf den Chausseen halten, rufe man beim Näherkommen und langsamen Vorbeifahren beruhigende Worte zu.







●

So fuhr man anno 1900 – oder sollte es zumindest, wie aus den Empfehlungen des „Rheinisch-Westfälischen Automobilclubs" hervorgeht. Jedoch dürfte es den chauffierenden Herren des gerade beginnenden Benzin-Motor-Zeitalters kaum schwergefallen sein, die angeratenen 15 km/h einzuhalten, dieweil ihre Autos ohnehin nur wenig mehr hergaben. Schließlich wurden bei den ersten Autorennen gerade Durchschnittsgeschwindigkeiten von 24 km/h registriert. Lang, lang ist's her.
Der absolute Geschwindigkeitsrekord von damals (105 km/h) ist heutzutage für einen „Wartburg" kein besonderes Problem. Die Fahrzeuge sind besser geworden und schneller – und ihre Zahl wird täglich größer. Im gleichen Umfang nimmt der Kraftfahrzeugverkehr auf unseren Straßen zu, an einigen allergischen Punkten sogar in beängstigendem Maße. Momentan kommt in der DDR auf sieben Bürger ein Kraftfahrzeug, in der Perspektive bis 1985 wird sich diese Relation auf 1 : 3 erhöhen.

Transportmittel sind auch in den Streitkräften das A und O ihrer Beweglichkeit, ein entscheidendes Kriterium ihrer Gefechtsbereitschaft. In der vollmotorisierten Nationalen Volksarmee entfällt auf jeden Armeeangehörigen eine durchschnittliche Motorenleistung von rund 30 PS.

Dienstag, den 27. Juni auf der F 109 nahe Jatznick. Zur Ostsee hoch ist ein reger Verkehr. Aber auch in umgekehrter Richtung fließt der Fahrzeugstrom. Innerhalb einer Stunde zählen wir 612 Fahrzeuge, davon 8 % (einschließlich einer Kolonne) mit dem VA-Kennzeichen. Am gleichen Tag sind es auf der F 100 bei Brehna 5 % von 374 und auf der F 173 bei Lichtenstein 2 % von 201. Es mag scheinen, daß 72 Fahrzeuge bei insgesamt 1187 nicht ins Gewicht und noch weniger auffallen. Doch der Schein trügt. „Bei einem zivilen Fahrzeug", bemerkt Gefreiter Waldemar Nösel (22), „weiß man oft nicht, wer da hinter dem Lenker sitzt. Und wenn er sich irgendwie nicht richtig verhält, wird zwar geschimpft, aber zumeist an eine anonyme Adresse. Der Armeekraftfahrer ist jedoch nie anonym. Er ist erkennbar an der Uniform, sein Fahrzeug an der VA-Nummer. Man sagt: ‚Da fährt die Armee!' Und je nachdem, wie ich fahre ist dann auch das Urteil. Da viele Leute dazu neigen, gerade Negatives schnell zu verallgemeinern, wird der Fehler eines Einzelnen oft auf das Gesamtkonto NVA gebucht."

Um eben dieses Urteil der anderen Verkehrsteilnehmer über die Militärkraftfahrer geht es uns. Wohin neigt sich die Waage der Meinungen – mehr zum Guten oder mehr zum Schlechten?

Heide Nohbusch (21), Verkäuferin, verteilt Lob und Tadel




gleichermaßen: „Die Kraftfahrer sind höflich und rücksichtsvoll. Aber die Soldaten auf der Ladefläche der LKW rufen den jungen Mädchen oftmals freche Bemerkungen zu.“ Elisabeth Große (52), Sekretärin, findet, daß „die Armeekraftfahrer immer so schneidig hinter dem Lenkrad sitzen.“ Emil Jurk (68), Kulturhausleiter und seit 45 Jahren am Volant, hat in seinem Leben „schon viele Militärs fahren sehen“. Seine Ansicht: „Die Jungens der NVA sind gut. Ich kann mich nur lobend über sie aussprechen!“ Demgegenüber hat Adolf Wächter (50), Berufskraftfahrer, den Eindruck, daß sie „nur diszipliniert fahren, wenn ein Vorgesetzter daneben sitzt“. „Ansonsten“, unterstützt ihn Martin Künzler (40), LPG-Vorsitzender, „denken sie, die Straße wäre für sie allein da.“

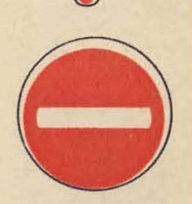
Dr. Henriette Hamperl (48), Chefärztin der Bergbau-Poliklinik in Holzweißig, stellt einen Vergleich an: „Der größte Teil der Armeekraftfahrer hält sich an die Straßenverkehrsordnung. Allerdings hat sich das erst in den letzten Jahren gebessert. Vordem war die Fahrdisziplin nicht gut, so daß man bei ihnen sehr vorsichtig sein mußte.“ Aus der Sicht der Fußgängerin betrachtet Klara Wendler (67), Rentnerin, die Chauffeure in Uniform: „Viele andere Kraftfahrer sollten sich bei unseren fahrenden Soldaten eine ganz gehörige Scheibe abschneiden, besonders was den Anstand, das Benehmen und die Geschwindigkeiten betrifft“. Ebenso urteilt Roland Elste (26), Berufskraftfahrer: „Sie verhalten sich anständiger und disziplinierter als manche meiner Berufskollegen. Trotz ihrer mitunter schwierigen Aufgagabe, große und sperrige Wagen durch die Straßen zu bringen, beachten sie immer die StVO. Bei ihnen ist es mir noch nie passiert, daß einer aufgrund des schweren Kolosses, den er hat, die Vorfahrt erzwingen wollte.“

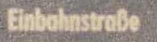
Im Widerstreit der Einschätzungen dominieren eindeutig die lobenden Worte. Vervollständigen wir das Bild mit den Ergebnissen einer anonymen Befragung von 197 zivilen Kraftfahrern.

AR bat sie unter anderem, nach ihren eigenen Erfahrungen das Verhalten und die Fahrweise der Soldaten zu benoten. Das dadurch entstandene Zeugnis sieht folgendermaßen aus:

Sehr gut	24 %
Gut	61 %
Befriedigend	13 %
Genügend	2 %
Ungenügend	0 %

Zweitens haben es bisher nur 10 % aller Befragten erlebt, daß ihnen ein (unritterlicher)

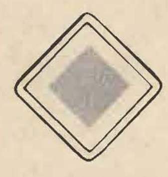

















„Ritter des Gaspedals" im Steingrau der Armee bei irgendeiner Gelegenheit schon mal den „berühmten" Vogel gezeigt hat. Und schließlich wurde die Frage, ob ihnen bereits NVA-Chauffeure begegnet sind, welche in einer Art fahren, die man landläufig als „kriminell" bezeichnet, zu 99 % verneint.

Man muß jedoch dieses Urteil noch im Licht einer zweiten Untersuchung sehen, die wir auf Anregung von Hauptmann (Ing.) Gerhard Bernhausen (34) führten. Er gab zu bedenken, daß „viele Genossen vor ihrer Einberufung kaum eine nennenswerte Fahrpraxis hatten, ja zum Teil noch nicht einmal die Fahrerlaubnis. Das bringt bedeutende Schwierigkeiten mit sich. Die Fahrschule ist dabei die geringste. Wesentlich komplizierter ist das, was dann folgt: Der Einsatz im unmittelbaren Truppendienst. Es kann dem jungen Kraftfahrer passieren, daß die Tinte unter seiner Fahrerlaubnis noch nicht getrocknet ist, er aber schon bei einer Übung oder bei Gefechtsalarm auf den ‚Bock' steigen muß. Jeder Kraftfahrer wird wissen, was das heißt: Eigenverantwortlich fahren zu müssen und es gerade erst gelernt zu haben."

„Mir ging es so", bestätigt Flieger Günter Kaden (20), „und ich denke noch heute mit Grausen daran. Ich habe meinen Entschluß, als Kraftfahrer zu gehen, in Drei-Teufels-Namen verflucht – damals. Heute sehe ich die Sache anders und bin stolz auf meinen Laster."

Eine Zwischenfrage: „War es nun böser Wille, daß Sie gleich raus mußten und fahren, oder woraus erklärte sich das?"

„Böser Wille oder Schikane keineswegs. Es war, wie man so schön sagt, eine harte Tatsache: Der Genosse, der vor mir den Wagen gefahren hatte, war entlassen. Ich war gerade eine Woche da, hatte den Wagen ordnungsgemäß übernommen – bums, da gab's Alarm. Unsere Einheit wurde verlegt. Na ja, da konnte ich nicht gut dableiben, sondern mußte mit. Mit meinem Fahrzeug. Allerdings hatte ich Unterleutnant Peters neben mir, der selber fahren kann und mir immer wieder Mut gemacht hat. Heute bin ich eigentlich ganz froh, daß es so angefangen hat. Meine erste Bewährungsprobe hat mein Selbstvertrauen erheblich gestärkt."

So etwas kann manchem eben manchmal passieren. Wir erheben mit unserer Untersuchung keinen Anspruch auf absolute Repräsentanz. Trotzdem macht sie einiges deutlich. Beispielsweise, daß die 125 befragten „Herren und Meister" eines P 3, eines LO





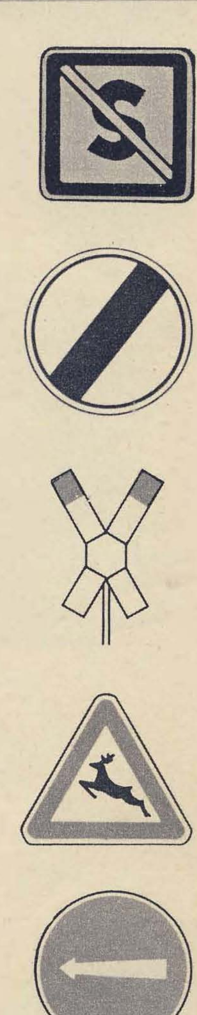
1800 A, eines Schützenpanzerwagens, eines G-5, einer AT-S oder gar eines URAL oder KrAZ bzw. anderer (schwer-) gewichtiger Militärfahrzeuge durchschnittlich gerade 22,2 Jahre alt sind. Zwar hatten 71 % von ihnen bereits vor der Einberufung eine Fahrerlaubnis und von diesen wiederum jeder Vierte die der Klasse V, aber nur in den seltensten Fällen eine ausreichende Fahrpraxis. Bei 11 % von ihnen beschränkte sich die Fahrpraxis lediglich auf die Fahrschule, während weitere 25 % bis dato ausschließlich auf dem Rücken eines „schnellen Hirsches" gesessen hatten.

Um so höher sind angesichts dessen die enormen Leistungen vieler Armeekraftfahrer zu bewerten – Leistungen, die vorwiegend bei Geländefahrten unter schwierigsten Bedingungen erbracht werden müssen. Major Siegfried Laurisch (35): „Ich habe unsere Kraftfahrer schon bei vielen Übungen erlebt. Hut ab vor dem, was sie dort an Einsatzbereitschaft und fahrerischem Können gezeigt haben!" Leutnant Dieter Horn (26) hebt hervor, daß sie „größtenteils sehr initiativreich handeln, selbständig arbeiten und viel Zeit in die Wagenpflege investieren". Hauptmann Walter Strosche (34) bescheinigt ihnen, daß sie sich „große Mühe geben, alle Aufgaben zu erfüllen". Und Hauptmann Martin Kunze (36) kann mit Stolz darauf verweisen, daß die Genossen des seit 1965 bestehenden Transportzuges seiner Einheit „im Straßenverkehr eine vorbildliche Disziplin halten und bisher noch keinen Unfall verursacht haben".

Gewiß, nicht jeder Soldat hinter dem Steuer eines Militärfahrzeuges ist unbedingt ein Muster-Chauffeur. Und mit Recht wird gerade auch von den Kfz.-Verantwortlichen der NVA noch manches kritisch vermerkt: Daß die Pflege und Wartung verschiedener Fahrzeuge ungenügend ist; daß namentlich einige PKW- und P-3-Fahrer nicht immer die zulässige Höchstgeschwindigkeit einhalten; daß die Fahrweise im Gelände mitunter unzureichend ist. Hier Wandlungen zum Besseren zu schaffen, daran arbeiten alle – nicht zuletzt die Armeekraftfahrer selbst. Denn die meisten von ihnen sind ehrlich bemüht, ihre militärischen Pflichten gewissenhaft zu erfüllen, und wissen, daß man in der Öffentlichkeit auf sie schaut. Diese Umfrage zeigt, daß sie die öffentliche Meinung nicht zu scheuen, sondern hinter sich haben.

Ihr

Karl Heinz Freitag







10 JAHRE SOWJETISCHE RAUMFAHRT

Der Mensch erobert den Kosmos

HEINZ MIELKE, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

Die Insassen der „Weltraumgranate" Jules Vernes erlebten den Zustand der Schwerelosigkeit mehr als erheiternd-harmloses Intermezzo, denn als harte Raumfahrtwirklichkeit. Die absolut utopische Lösung vom „Schuß ins Weltall" mußte allerdings bald realistischeren Betrachtungen weichen, die von den Arbeiten des russischen Wissenschaftlers K. E. Ziolkowski ihren Ausgang nahmen und die Rakete als einziges Triebmittel für die Zwecke der Raumfahrt herausstellten.

Mit den Fortschritten der grundlegenden raketen-und raumflugtechnischen Entwicklung reiften schließlich auch die realen Voraussetzungen für ein derartig kühnes Unternehmen heran. Von entscheidender Bedeutung war dabei die Frage, ob der Mensch in physischer und psychischer Hinsicht den ungewöhnlichen Belastungen eines Raumfluges gewachsen sein würde. Aufbauend auf luftfahrtmedizinischen Erfahrungen trachteten die Raumfahrtphysiologen und -mediziner danach, möglichst zuverlässige Methoden für die Auswahl und Vorbereitung der Raumfahrer auf Beschleunigungsandruck, Schwerelosigkeit, Vibrationen, Temperaturbelastungen und andere Effekte zu finden.

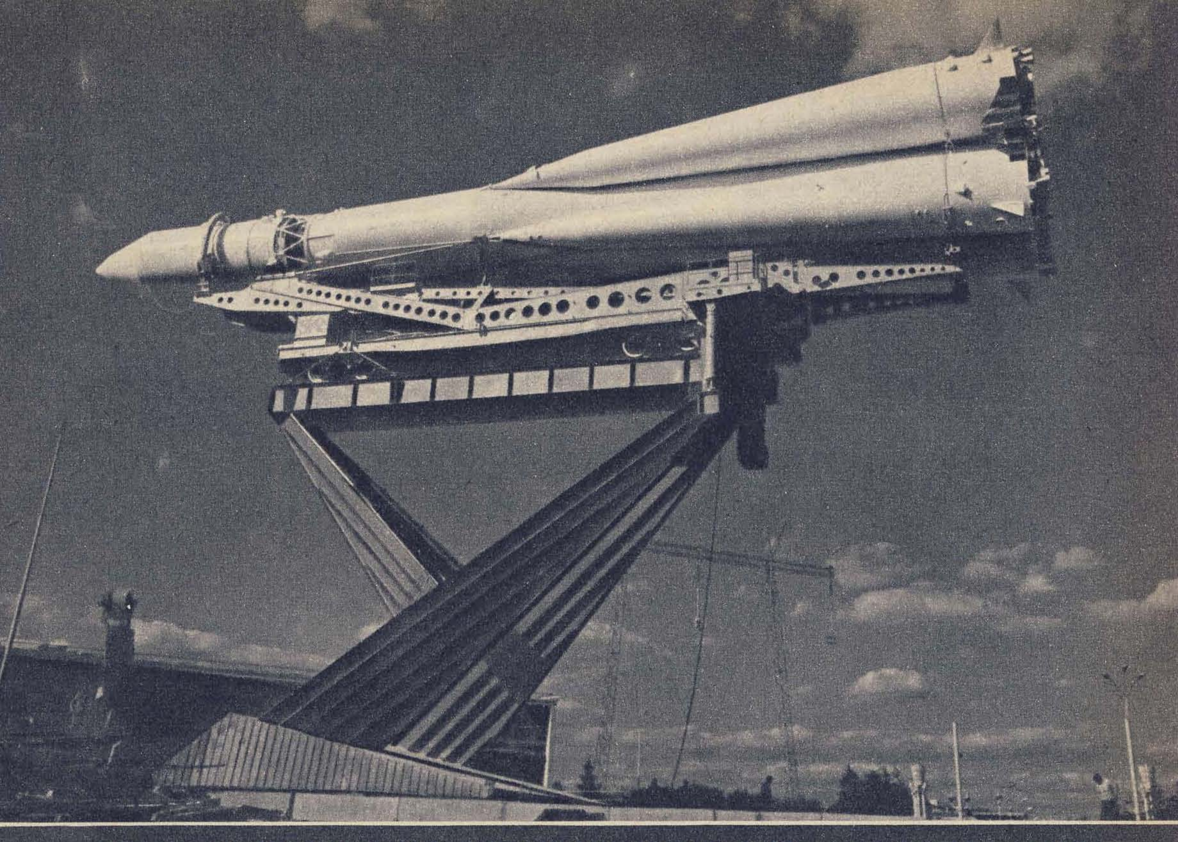
Gestützt auf die außerordentlich erfolgreiche und schnelle Entwicklung in der Raketentechnik, begannen die sowjetischen Wissenschaftler schon etwa ab 1950 mit einem weitgespannten Versuchs- und Vorbereitungsprogramm. Zunächst wurden an Hand von Tierexperimenten die wichtigsten Erfahrungen auf dem Gebiet der Raumfahrtmedizin gesammelt.

Die Sowjetunion war es schließlich auch, die zum erstenmal ein Lebewesen mit einem künstlichen Satelliten in eine Erdumlaufbahn brachte (Sputnik 2, 3. November 1957). Das Experiment mit der Polarhündin „Laika" brachte vor allem wertvolle Aufschlüsse über das Verhalten eines höheren Lebewesens unter den Bedingungen einer länger dauernden Schwerelosigkeit. Dieser Versuch führte schließlich in gerader Linie zu dem kombinierten Erprobungsprogramm der „Raumschiff"-Satelliten. Als Prototypen-Reihe der späteren bemannten Raumflugkörper sollte der Einsatz dieser Geräte die letzten raumflugtechnischen Überprüfungen ermöglichen, gleichzeitig aber durch eine Verbindung mit Tierexperimenten den raumfahrtmedizinischen Erfahrungsbereich erweitern. In beiden Richtungen führte dieses Programm dann auch zum Erfolg. Mit dem am 19. August 1960 gestarteten „Raumschiff 2" gelang dabei zum erstenmal die Rückführung von Lebewesen (u. a. 2 Hunde) aus einer Erdumlaufbahn. Nach zwei weiteren geglückten Unternehmen konnten die sowjetischen Raumfahrtspezialisten im März 1961 ihre Vorbereitungen für den Start des ersten bemannten Raumflugkörpers als abgeschlossen betrachten.

Da parallel dazu auch die raumfahrtmedizinischen Vorbereitungen ihrer zukünftigen Kosmonauten programmgemäß verlaufen waren, konnte es schließlich die Sowjetunion als erstes Land der Erde wagen, einen Menschen in den Weltraum zu schicken. Am 12. April 1961 gelangte Juri Alexejewitsch Gagarin mit „Wostok 1" in eine Erdumlaufbahn und setzte damit einen weiteren sowjetischen Meilenstein in der Geschichte der Astronautik.

Mit ihren Pioniertaten lüfteten Gagarin und seine Nachfolger im „Wostok"-Programm Stück für Stück den Schleier des Unbekannten, der seit Vernes Utopie noch mehr oder weniger dicht über allem lag, was mit dem Flug des Menschen in den Weltraum zusammenhing. Flüge von vier- und fünftägiger Dauer (Nikolajew, Bykowski) bereicherten den raumfahrtmedizinischen Erfahrungsschatz ungemein. Daneben zeigten zwei Doppelflugunternehmen (August 1962 und Juni 1963), daß die Einsatztechnik von Trägerraketen und bemannten Raumflugkörpern in der Sowjetunion schon weit genug fortgeschritten war, um erste Vorversuche für die Rendezvoustechnik zu machen. Die zweifellos größte Sensation war aber wohl, daß beim zweiten dieser Doppelflüge zum erstenmal auch eine Frau (Valentina Tereschkowa) an einem derartigen Unternehmen teilnahm.

Der erfolgreiche Verlauf des „Wostok"-Programms schuf dann im weiteren auch die Voraussetzungen für neue Pioniertaten der sowje-



Anziehungspunkt auf der Volkswirtschaftsausstellung in Moskau ist die Wostok-Trägerrakete, die Juri Gagarin 1961 zu seinem aufsehenerregenden Raumflug ins All brachte.

tischen Raumfahrtforschung. Am 12. Oktober 1964 startete mit „Woschod 1" zum erstenmal ein Drei-Mann-Raumflugkörper. Die Teilnahme eines Arztes an diesem Flug machte die raumfahrtmedizinische Ausbeute besonders wertvoll, da erstmalig unmittelbare Direktbeobachtungen an drei Personen gleichzeitig vorgenommen werden konnten. Der wesentlich verbesserte Raumflugkörpertyp (5320 kg) gestattete darüber hinaus den Insassen zum erstenmal einen Flug ohne Raumanzüge.

Schließlich setzten die sowjetischen Raumfahrtwissenschaftler ein Experiment auf ihr Programm, mit dem sie zum zweitenmal als erste einen Vorstoß in fast völlig unbekanntes Neuland wagen wollten. Der freie Flug eines Menschen im Weltraum, außerhalb der schützenden Kabine eines Raumschiffes, sollte gänzlich neue Erkenntnisse über die Einsatzfähigkeiten von Raumfahrern vermitteln. Das wenige Jahre zuvor noch fast unmöglich geltende Vorhaben gelang Alexej Leonow während des Fluges von „Woschod 2", am 18. März 1965. Die Kühnheit dieses Experiments und sein erfolgreicher Verlauf bewiesen einmal mehr den hervorragenden Entwicklungsstand der sowjetischen Raumfahrtforschung.

Aber über alle diese großartigen und ohne ernste Zwischenfälle verlaufenen Entwicklungen darf nicht außer acht gelassen werden, daß mit den ständig wachsenden Zielsetzungen der Raumfahrt auch die bemannten Raumflugunternehmen immer komplizierter und damit risikovoller werden. Trotz sorgfältigster Vorbereitungsarbeiten läßt die Vielfalt komplizierter Funktionsmechanismen, die zum Gelingen eines Raumfluges beizutragen haben, doch noch die zwar winzige, in ihren Folgen aber unter Umständen lebensgefährdende Möglichkeit eines technischen Versagens zu. So fand auch einer der Bewährtesten aus dem Kreis der sowjetischen Kosmonauten, Wladimir Komarow, bei der Erprobung eines neuen Raumschifftyps („Sojus"), am 24. April 1967 während des Rückkehrmanövers den Tod, nachdem das eigentliche Flugprogramm schon erfüllt war. Doch wie Oberst Juri Gagarin in einem Interview bald darauf erklärte, wird der heldenhafte Einsatz ihres Kameraden den sowjetischen Kosmonauten, Wissenschaftlern und Technikern verpflichtender Ansporn sein, ihre Anstrengungen zu vervielfachen, um das schwierige Metier ihres Berufes zu meistern. Das kommende Jahrzehnt wird neue Beweise dafür erbringen.

Die Waffenschmiede von Tula



Oberstleutnant K. Erhart • Major Dipl.-Ing. H. Knöppler

Schützenwaffen und Tula, das sind zwei Begriffe, die nicht nur in der Sowjetunion einen guten Klang haben. Ist von sowjetischen Schützenwaffen die Rede, so fällt auch unwillkürlich das Wort Tula. Worin liegt der legendäre Ruf dieser Stadt, rund 200 km südlich Moskaus, begründet?

Im Jahre 1648 wurde dort die erste staatliche Manufaktur für die Herstellung von Gewehrläufen gegründet. Seitdem sind das Büchsenmacherhandwerk und die Waffenindustrie die bekanntesten Produktionszweige der Stadt. Um die Büchsenmacher besser beaufsichtigen zu können, gründete der Staat 1705 die erste Waffenmanufaktur größeren Ausmaßes.

Diese Waffenmanufaktur wurde in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts zur Fabrik erweitert. Außer Armeegewehren (Modell Mosin 91) und Naganrevolvern stellte die Waffenfabrik Hieb- und Stichwaffen, Jagdbüchsen und Munition her.

Ungeachtet der stürmischen Entwicklung der automatischen Waffen, die in allen kapitalistischen Staaten vor sich ging, wurde im zaristischen Rußland zu Anfang des ersten Weltkrieges diesem Gebiet kein Augenmerk gewidmet. Die Regierung des Zaren, jeder modernen Sache feindlich gesinnt, schenkte auch der Entwicklung neuer Schützenwaffen keine Bedeutung. Infolge dieser mangelnden Weitsicht und der technisch-ökonomischen Rückständigkeit des Landes gab es in der russischen Armee hinsichtlich neuer Waffenmodelle, besonders aber der leichten Maschinengewehre, ernste Sorgen. Auch durch den Ankauf von Waffen aus anderen Ländern konnte die prekäre Frage nicht gelöst werden.

Nach der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution war es deshalb erforderlich, unverzüglich Maßnahmen zur Ausrüstung der Roten Armee mit den notwendigen modernen Waffen einzuleiten.

Besonders den automatischen Schützenwaffen wurde viel Aufmerksamkeit beigemessen. Bereits in den schweren Jahren des Bürgerkrieges begann man mit der Konstruktion von neuen



Sowohl das Gewehr 1891/30 mit Nadelbajonett, das Selbstladegewehr SWT-40 als auch die MPi-41 waren wie das lMG DP und andere Waffen zuverlässige Helfer der Sowjetsoldaten im Großen Vaterländischen Krieg.

◄ Ob im Kaukasus . . .

oder bei den Partisanen . . . ►

oder bei den Marineinfanteristen an der Nordfront, überall bewährten sie sich.



automatischen Schützenwaffen und mit dem Aufbau von entsprechenden Produktionsstätten. 1918 wurde eine spezielle Werkstatt geschaffen, in der Versuchsmodelle neuer Waffentypen hergestellt wurden. Das war der Ausgangspunkt für ein Projektierungs- und Konstruktionszentrum, das eine wichtige Rolle bei der Schaffung neuer automatischer Waffen spielte. Dieses Zentrum leitete lange Zeit der bekannte sowjetische Konstrukteur W. A. Degtjarow, der bei der Organisation und Einrichtung des Zentrums aktiv von W. G. Fjodorow unterstützt wurde. Die Arbeit des Zentrums steigerte die Qualität der Konstruktion neuer Waffen erheblich. Auch wurden dort eine Reihe neuer talentierter Kader, wie G. S. Schpagin, S. G. Simonow, P. M. Gorjunow u. a. herangebildet. An den militärischen Lehranstalten errichtete man Lehrstühle für Fragen der Schützenbewaffnung, und sowjetische Gelehrte (A. A. Blagonrawow, M. A. Mamontow, E. L. Brawin, W. S. Pugatschow und andere) schufen wertvolle Arbeiten zu den verschiedensten Problemen der Projektierung und Forschung auf dem Gebiet automatischer Waffensysteme. Durch alle diese Maßnahmen konnte die Entwicklung moderner Waffen in der Sowjetunion auf wissenschaftlicher Grundlage betrieben werden.

Im 1. Fünfjahrplan, der die Steigerung der industriellen Produktion um ein Drittel vorsah, legten die Werktätigen der Sowjetunion auch den Grundstock der neuen leistungsfähigen Verteidigungsindustrie. Die Neuentwicklungen verschiedener Waffen konnten nach und nach in Fertigung gehen. Unter den verschiedenen Entwicklungen von Schützenwaffen nahmen in den zwanziger Jahren die leichten Maschinengewehre eine besondere Stellung ein, da sie in größerem Umfang in die Bewaffnung der Roten Armee aufgenommen werden sollten. Diese Aufgabe wurde als erstrangig für die sowjetischen Waffenspezialisten erklärt. Um zu einer schnellen Lösung zu gelangen, versuchte man zuerst, vorhandene Selbstladegewehre und später das schwere Maschinengewehr Typ Maxim





„Zum Sturmangriff, mir nach, vorwärts!" Die TT-33 in der Faust geht der Zugführer seinen Soldaten voran.

umzukonstruieren. Als erstes Ergebnis wurde 1925 das lMG Maxim-Tokarew in die Bewaffnung aufgenommen. Kurze Zeit später wurde es jedoch wieder zurückgezogen, weil es einige Mängel hatte und weil inzwischen auch eine bessere Waffe. das lMG Typ DP von Degtjarow geschaffen worden war. W. A. Degtjarow hatte Ende 1923 mit der Entwicklung dieses neuen MG begonnen und in knapp einem Jahr seine Arbeiten erfolgreich abgeschlossen. Nachdem das lMG alle Erprobungen mit Erfolg bestanden hatte und die endgültige Konstruktion abgeschlossen war, wurde es Ende 1927 den Streitkräften zugeführt. Das lMG Degtjarows galt als eines der durchkonstruiertesten unter allen in dieser Zeit gebräuchlichen MG. Auf Grund des einfachen Aufbaus, der hemmungsfreien Arbeit und der ausgezeichneten Manövereigenschaften blieb es lange Jahre in der Ausrüstung der Sowjetarmee.

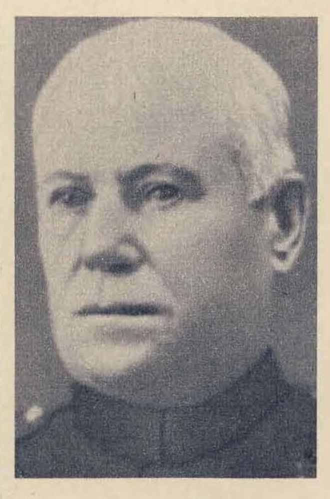
Ausgehend von den langjährigen Erfahrungen, die bei der Nutzung dieser Waffe im Großen Vaterländischen Krieg gesammelt wurden, modernisierte man sie 1944. Die neue Bezeichnung lautete DPM.

Durch die Modernisierung wurden die Zuverlässigkeit der Arbeit der Mechanismen, die bequeme Handhabung und die Treffgenauigkeit des MG bedeutend verbessert. Später entstand auf der Grundlage des DPM das Kompanie-MG-46 (RP-46).

Die einfache und zuverlässige Konstruktion des MG-DP wurde von Degtjarow auch bei der Entwicklung des überschweren MG DK, das 1934 erstmalig vorgeführt wurde, berücksichtigt. Dieses MG wurde für die Patrone 12,7 mm geschaffen, die 1930 eingeführt worden war. Später wurde das MG mit einer Gurtzuführung ausgestattet, die über eine Trommel die Patronen zuführte (konstruiert von Schpagin). Zum MG gehörte eine Universaldreibeinlafette, die Kolesnikow entwickelte. Mit dieser Ausrüstung wurde das MG 1938 unter der Bezeichnung 12,7 mm-sMG DSchK, Typ 1938 in die Bewaffnung aufgenommen. Das sMG-38 zeichnete sich durch hohe Kampfeigenschaften aus und wurde mit großem Erfolg bei der Luftabwehr der Schützeneinheiten und zur Bekämpfung gepanzerter Endziele eingesetzt.

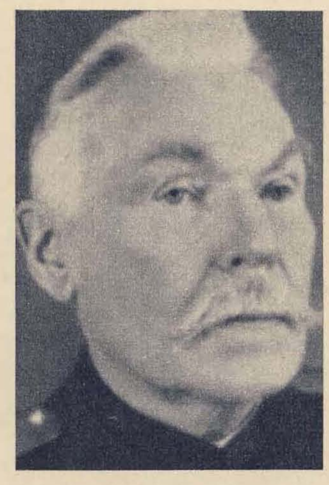
Dieses MG entstand in den Jahren, da die Kriegswolken schon am Horizont emporstiegen. In dieser Zeit und unter den Bedingungen der kapitalistischen Einkreisung mußte den Wirt-

schaftszweigen, die für die Landesverteidigung wichtig waren, viel Aufmerksamkeit geschenkt werden. War im zweiten Fünfjahrplan die Verteidigungsindustrie um 286% gewachsen, so hielt ihr Wachstum im folgenden Planjahrfünft weiter an. 1938 konnte die Bruttoproduktion gegenüber 1937 um 36.4% gesteigert werden; 1939 waren es schon 46.5% im Vergleich zum Vorjahr. Die sowjetischen Streitkräfte erhielten neben neuen Panzern, Flugzeugen und Granatwerfern auch eine große Anzahl automatischer Schützenwaffen, z. B. automatische Gewehre anstelle der Selbstladegewehre.
Das erste Muster eines automatischen Gewehrs, das allen Erprobungen standhielt, war das automatische Gewehr Simonows, das die Schützenregimenter schon 1936 erhielten. Es verfügte über eine Automatik, die auf dem Prinzip des Gasdrucks arbeitete. Mit ihm konnte Einzel- und Dauerfeuer geschossen werden. 1938 wurde das AWS-36 durch ein verbessertes Gewehr von Tokarew abgelöst. Dieses Gewehr war als Selbstlader für Einzelfeuer ausgelegt. Auf Dauerfeuer verzichtete man, da die leistungsstarke Gewehrpatrone eine zu große Streuung ergab.
Auf der Grundlage der gewonnenen Erfahrungen wurde das Selbstladegewehr Tokarews 1940 überarbeitet und erhielt die Bezeichnung Selbstladegewehr Tokarew, Typ 1940 (SWT-40). Nach der Niederwerfung Frankreichs durch Hitlerdeutschland schickte sich der Faschismus an, seine militärischen Bemühungen auf Südost- und Osteuropa zu konzentrieren. Die Sowjetunion mußte neue Maßnahmen treffen, um die Verteidigungskraft des Landes zu erhöhen. Die Werktätigen billigten die Beschlüsse von Partei und Regierung, den Arbeitstag von sechs bzw. sieben auf acht Stunden zu verlängern. Im Moskauer Werk „Roter Proletarier" begrüßten die Arbeiter die neuen Beschlüsse mit einer Zustimmungserklärung, in der es u. a. hieß: „Diese wichtigen volkswirtschaftlichen Maßnahmen spielen eine sehr große Rolle bei der Weiterentwicklung des ersten proletarischen Staates der Welt. Sie geben uns Tausende neuer Flugzeuge, Panzer, Kriegsschiffe, Tausende hochleistungsfähiger Werkzeugmaschinen, die unser Land so nötig braucht."
Mit großer Bereitschaft schufen sie für ihre Armee die notwendige Ausrüstung und Bewaffnung, die in den Konstruktionsbüros nach neuesten Erkenntnissen projektiert worden waren.
Mit dem gleichen Enthusiasmus verteidigten sie an der Seite der Streitkräfte 1941 (vom Oktober



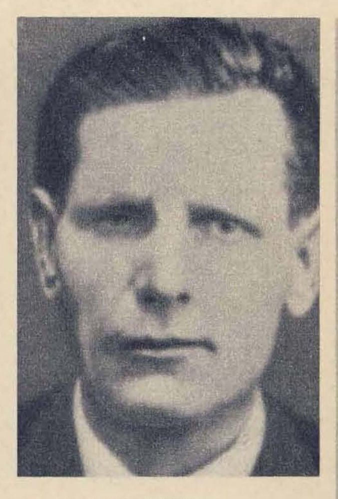
Wassili A. DEGTJAROW

Geboren 1897 in Tula als Sohn einer alten Büchsenmacherfamilie; erlernte in der staatlichen Waffenfabrik den Beruf des Büchsenmachers; als Soldat Dienst in der Waffenversuchsanstalt Oranienbaum; Instrukteur für MG-Schießen; Arbeit als Mechaniker bei Fjodorow; nach der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution Leiter der Werkstätten für Versuchsmodelle bei Fjodorow; Beginn der eigenen Konstrukteurtätigkeit; 1928 Einführung seines MG als Infanterie-, später als Panzer-MG und Bordwaffe; 1939 Einführung seines schweren Maschinengewehrs; gestorben 1949.



Wladimir G. FJODOROW

Geboren 1874 in Petersburg; Besuch des Gymnasiums, der Artillerieschule und Artillerieakademie; Arbeit in der Waffenfabrik Sestrorezk; 1900 Beendigung der Militärakademie und Mitglied der Waffensektion der Artilleriekommission; nach 1917 Direktor einer Waffenfabrik; Ausbildung junger Kader (Simonow, Schpagin); 1923 Konstruktionsarbeiten an einem lMG, Niederschrift mehrerer theoretischer Werke; im Großen Vaterländischen Krieg Verbesserung verschiedener Waffensysteme; Verleihung des Leninordens; 1934 Ernennung zum Generalleutnant.



Pjotr M. GORJUNOW

Geboren 1902 im Gebiet Wladimir als Kleinbauernsohn; erlernte den Schlosserberuf; während der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution und im Bürgerkrieg Kampf in den Reihen der Bolschewiki; Arbeit als Schlosser bei Fjodorow; Beteiligung an der Entwicklung sowie Forschung, erste eigene Detailkonstruktionen zur Verbesserung von MG-Systemen; 1940 kollektive Arbeit an seinem schweren Maschinengewehr; 1943 Abschluß der Arbeiten und Einführung der Waffe in die Bewaffnung der Sowjetarmee; MG noch lange nach dem Kriege in der Bewaffnung; gestorben 1943.

bis Dezember) vor Tula die Südflanke der Moskauer Front und vereitelten damit die Einkreisung der Hauptstadt. In den Waffenwerken lief trotz des nahen Feindes die Produktion weiter. Zwar waren viele Betriebe nach dem Osten verlegt worden und produzierten in Tag- und Nachteinsätzen, doch die verbliebenen Fabriken lieferten die Waffen ab Werk an die Front. Unter anderem die bewährten Dienstpistolen TT-33 und die bekannten Maschinenpistolen von Schpagin.

Schon Anfang der dreißiger Jahre befaßten sich die sowjetischen Konstrukteure mit der Entwicklung einer automatischen Pistole und einer MPi. 1930 war dazu eine Pistolenpatrone geschaffen worden. Zwischen allen in dieser Zeit erprobten Modellen erwies sich die Selbstladepistole Tokarews als die beste und wurde auch in die Bewaffnung aufgenommen (1930). Bis 1933 wurden noch einige Verbesserungen vorgenommen. Die Waffe erhielt die Bezeichnung TT-33 (Tula-Tokarew 1933).

Nach dem Großen Vaterländischen Krieg verbesserten die Konstrukteure Makarow und Stetschkin ihre Pistolen und konstruierten sie für das Kaliber 9 mm um. Mit der Stetschkin-Selbstladepistole ist es sogar möglich, Einzel- und Dauerfeuer zu schießen.

Das erste Modell einer Maschinenpistole, das in die Bewaffnung der Sowjetarmee aufgenommen wurde, war die MPi von Degtjarow (PPD) aus dem Jahre 1934. Ihre Automatik arbeitete nach dem Prinzip des unverriegelten Verschlusses. Im Krieg gegen Finnland (1939–1940) bewährte sie sich ausgezeichnet.

Anfang 1940 verbesserte der Konstrukteur die Waffe, die dann als MPi Modell 1940 eingesetzt war. Anstelle des Stangenmagazins mit einem Fassungsvermögen von 25 Patronen trat ein Trommelmagazin, das 71 Patronen aufnahm. Im Ergebnis der weiteren Arbeiten der sowjetischen Konstrukteure und Techniker entstanden bald weitere und vollkommenere MPi. So kam 1941 die bekannte Maschinenpistole von Schpagin (PPSCH-41) heraus und zwei Jahre darauf die von Sudajew (PPS-43). Diese Waffen waren sehr einfach konstruiert, so daß ihre Handhabung leicht war und technologisch große Stückzahlen in kürzester Zeit gefertigt werden konnten.

Der letzte Sproß der sowjetischen MPi-Konstruktionen ist die uns wohlbekannte „Kalaschnikow". Mit ihr setzen die heutigen Waffenschmiede die Tradition des erfolgreichen russischen und sowjetischen Waffenbaus auf höherer Ebene fort.



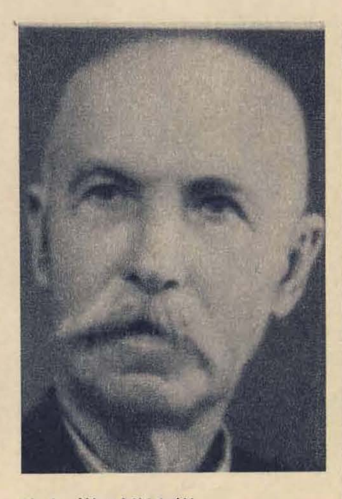
Alexej I. SUDAJEW

Geboren 1912 in Alatyr (ASSR der Tschuwaschen); erlernte das Schlosserhandwerk; 1934 Wehrdienst bei den Eisenbahnpionieren, dort als Techniker eingesetzt; unterbreitete mehrere Verbesserungsvorschläge technischer Art; 1936 Studium am Industrie-Institut in Gorki; 1938, nach Abschluß des Studiums freiwilliger Eintritt in die Rote Armee; Studium an der Artillerieakademie; Arbeit in den Leningrader Waffenwerken; bis 1943 Organisation der Waffenproduktion trotz Blockade; Konstruktion einer Selbstladepistole, Verbesserung der Lafette eines Fliegerabwehr-MG und Entwicklung der MPi-43; gestorben 1946.



Georgi S. SCHPAGIN

Geboren 1897 in Kljuschnikowo (Gebiet Wladimir); Metallberuf; 1916 Militärdienst, in der Armee Waffenmeister; ab 1920 Arbeit als Büchsenmacher bei Fjodorow, danach Tätigkeit in der Konstruktionsabteilung; 1922 Beginn der selbständigen Konstruktionsarbeit; erste Arbeit war die Verbesserung einer Ringlafette; Umbau des Infanterie-MG von Degtjarow zum Panzer-MG; Gemeinschaftsarbeit mit Degtjarow am großkalibrigen Maschinengewehr; erfolgreichste Konstruktion war die Maschinenpistole Modell 41, die lange Zeit die Hauptbewaffnung der sowjetischen Schützeneinheiten war; gestorben 1952.



Fjodor W. TOKAREW

Geboren 1871 auf der Stanitza Jegorlinsk am Don; lernte Büchsenmacher; wurde Waffenmeister und nach Besuch der Militärschule Leiter der Waffenwerkstatt eines Kosakenregiments; 1917 Schießschule Oranienbaum; erste selbständige Konstruktionen (Selbstladegewehr); nach Großer Sozialistischer Oktoberrevolution technischer Leiter der Waffenfabrik; 1921 Konstruktion eines IMG; 1930 Einführung seiner bekannten Pistole TT (Tula-Tokarew); Höhepunkt seiner Arbeit war das Selbstladegewehr Modell 1930; 1933 Verbesserung der Pistole 30 zur TT-33; Auszeichnung mit zahlreichen Orden.

Entlarvt

Michail Kosakow

Ich saß bei Dzierzynski, als ein Diensthabender der Tscheka eintrat und meldete: „Feliks Edmundowitsch, ein Soldat hat auf der Straße irgendein Mädel festgenommen. Sie will aber nur mit Ihnen reden."
Gleich darauf ließ er einen gedrungenen, pockennarbigen Soldaten ins Dienstzimmer, der ein verschüchtertes, schluchzendes Mädchen von siebzehn, achtzehn Jahren fest bei der Hand hielt.
„Was ist passiert?" fragte Dzierzynski das Mädchen.
„Papa hat mich geschickt ..." stammelte das Mädchen. „Er wird auf mich warten ... wird sich aufregen, wenn ich bis Mittag nicht zurück bin, verstehen Sie? Und der da", bei diesen Worten stieß sie dem Soldaten, der sie festgenommen hatte, mit der Fingerspitze gegen die Brust, „hat mich belästigt, Genossen ... Und er gibt's nicht heraus ... Ich hab's fallen lassen, und der faselt immer: In die Tscheka, bloß ab in die Tscheka. Und nun hat er mich hergeschleift ... und gibt es nicht heraus."
„Ich geb's auch nie mehr raus, Bürgerjungferchen!" fügte der Soldat ziemlich keck hinzu. Er klopfte mit der flachen Hand auf seine Manteltasche, wo sich offensichtlich der Gegenstand, um den es in dem wirren Gerede ging, befand.
Auf ein Zeichen Feliks Edmundowitschs führte der Wachhabende das junge Mädchen ins Nebenzimmer, und dann vernahmen wir den ungezwungenen Bericht, den der Soldat im Jaroslawer Dialekt gab:
„Es stimmt, daß sie aus ihrem Muff dieses Papierchen verloren hat. Sie streitet ja auch nicht ab, daß sie's war, die es verlor. Warum sollt' ich's da nicht aufheben? Also hab' ich's aufgelesen. Bitte schön, Jungfer Bürgerin, denk ich. Nehmen Sie schon, was Ihres ist. Also, sie geht vor mir her und merkt überhaupt nichts. Und ich renn' hinterher. Das Papier hab' ich aber mal aufgemacht. Soll das verboten sein? 'n Soldat muß auch Papiere auflesen können!" Dabei zieht er aus seiner Manteltasche einen vierfach zusammengelegten Bogen. „Und wie ich so den Zettel anseh' und genauer anguck', find ich so allerhand Kreuzchen drauf und Kreise ringsrum, und es laufen Pfeile hier hin und dahin, und da wird's auf einmal Tag in meinem Oberstübchen! Halt, denk' ich! Halt' mal an, Semjon Semjonow, Soldat der Petrograder revolutionären Garnison! Gaff' mal richtig hin mit deinen Glupschern, ach, was heißt hier gaffen – auf in die Tscheka! Na, da habt ihr den Salat!"
Und er reichte Dzierzynski seinen Fund. Wir als Tschekisten lernten den Wert des gefundenen Zettels im Handumdrehen zu schätzen. Es war ein Plan der Stadt Petrograd mit Einzeichnungen, die den genauen Standort der Militäreinheiten und die Wegstrecke anzeigten, die Wladimir Iljitsch Lenin ständig zurückzulegen pflegte.
Zweifellos war uns da der Faden eines Verschwörernetzes in die Hände gefallen, es handelte sich um eine jener zahlreichen Verschwörungen gegen die Sowjetmacht, wie sie damals an der Tagesordnung waren. Nachdem der Soldat weggetreten war, konnte ich meine Erregung nicht mehr verhehlen und sagte: „Kaum zu glauben! Welch ein Zufall! Ein einfacher Soldat und ..." Doch Dzierzynski fiel mir ins Wort: „Wieso Zufall? Nein, Kusin! Diese Sorge des einfachen Soldaten um die Revolution ist kein Zufall. Das ist die Stärke, auf die sich unsere Tscheka stützt!"
Der Bericht über die Sitzung des Rates der Volkskommissare fiel mir wieder ein. Lenin hatte etwas geschrieben und seine berühmte Notiz mit den Thesen zum Dekret über die Schaffung der Tscheka an Dzierzynski übergeben. Diese Frage war sofort gelöst worden, doch zugleich damit tauchte eine neue Frage auf: Wen sollte man an die Spitze dieser gefürchteten Allrussischen Außerordentlichen Kommission stellen? Wladimir Iljitsch hatte alle Anwesenden angesehen und dann lächelnd gesagt: „Wir haben ja einen richtigen proletarischen Jakobiner unter uns!" Er hatte zwar noch keinen Namen genannt, aber aller Augen richteten sich auf Feliks Edmundowitsch.
„Geben Sie zu, Genosse Kusin, daß ich im Recht bin", sagte Dzierzynski und trat zu seinem Schreibtisch zurück. „Wie gefällt Ihnen dieser Soldat der revolutionären Petrograder Garnison? 'n Soldat muß auch Papiere verstehn", ahmte er den Jaroslawer Dialekt des Soldaten belustigt nach. „Der Bursche hat seine Sache gut gemacht, jetzt ist unsere Aufgabe dran; Kusin, rufen Sie mal das Mädchen herein."

An jenem Januartag des Jahres 1918 erschien noch ein recht ungewöhnlicher Besucher bei Dzierzynski.
„Ein Schriftsteller oder Dichter verlangt dringend empfangen zu werden. Ist ein komischer Vogel. Im Bauernwams und mit rötlichem Bart, will aber Dichter sein."
„Sollte das wirklich Kornew sein?" rief ich aus. „Der berühmte Mitrofa Kornew?" Den erkannte ich sofort aus der Beschreibung des Postens.
„Der ist es."
Nachdem er eine tiefe Verbeugung zelebriert und die Hände in sakraler Haltung über der

Brust gekreuzt hatte, wandte sich Kornew mit dem leidenschaftlichen Ton eines Bittstellers an Feliks Edmundowitsch.

„Man hat mich beleidigt", begann er mit trauriger Stimme. „Ein Reimeschmieder Rußlands wurde beraubt. Mit solcher Klage komm ich."
„Über wen beschweren Sie sich?" fragte Dzierzynski.

„Einer von den Euren hat's getan."

„Wieso nehmen Sie an, daß es welche von uns waren?" horchte Feliks Edmundowitsch auf, „vielleicht war es ein gewöhnlicher Bandit?" – „Er hat sich noch gebrüstet, der Antichrist! Sagte, er tät es auf Befehl des Rates der Volkskommissare und der Tscheka selber. Ein rechter Teufel war's ... Ein Wirbelsturm mit Pistole."
Dzierzynski unterbrach Kornew mit den Worten: „Wenn Sie Ihre Beschwerde in schriftlicher Form vorbringen wollen, bitte sehr! Legen Sie genauer dar, wie das alles vorgegangen ist. Beschreiben Sie das Aussehen des Räubers. Damit erleichtern Sie den Untersuchungsorganen die Arbeit."
Kornew verhielt sich durchaus sachlich zu dem ihm gemachten Vorschlag. Er setzte sich an einen Schreibtisch und brachte ziemlich rasch eine genaue Eingabe über die Umstände des Diebstahls zustande, dessen Opfer er geworden. Er zählte alle ihm entwendeten Gegenstände auf und lieferte eine genaue Beschreibung vom Aussehen seines Räubers. Die Täter, ein verlotterter Fürst Eboli und sein Mittäter, ein ehemaliger Flieger, hatten im Restaurant zum „Bären" eine zechende Gesellschaft durchsucht, den Anwesenden die Wertsachen und das Bargeld abgenommen und erklärt, sie täten das mit „Vollmacht der Kommission Dzierzynskis". Als Beweis hatten sie einen gefälschten Mandatsausweis auf einem Blankoschein der Tscheka vorgezeigt. Während sich der Flieger noch in Freiheit befand, hatte man den Fürsten Eboli bereits am Vorabend der Kornewschen Beschwerde bei der Tscheka verhaftet. Bei einem Verhör sagte Eboli aus, er wisse gar nicht, wer zu der von ihm beraubten Gesellschaft gehört habe, er erinnerte sich lediglich, daß unter ihnen ein gut Russisch sprechender Ausländer gewesen sei, aller Wahrscheinlichkeit nach ein Engländer. Dieser Ausländer fehlte aus unerklärlichen Gründen in Kornews Angaben. Also erkundigte ich mich – bei Kornew, ob in seiner Gesellschaft auch ein Ausländer gewesen sei. Es stellte sich heraus, daß es der englische Pressekorrespondent Airquardt war, der bereits seit einigen Jahren in Rußland lebte. Wir hatten allen Grund, uns für diese Person zu interessieren und seine Begegnung mit dem rechten Sozialrevolutionär Serebrow (diesen Namen hatte Kornew ausdrücklich erwähnt) im Restaurant „Zum Bären" konnte uns heute schon sehr viel sagen. Vikentij Konstantinowitsch Serebrow war jener Mann, dem das festgenommene Mädchen die Karte Petrograds übergeben sollte; er war ein intimer Freund des bekannten Terroristen Sawinkow.

Illustrationen: Karl Fischer



Jetzt galt es zu handeln und vorsichtig mehr zu erkunden, als uns bereits bekannt war. Es mußte aber auch entschlossen vorgegangen werden, um einer Gefahr vorzugreifen, die offensichtlich rasch auf uns zukam.
„Sie müssen heute abend mal in den ‚Komödiantenkeller‘ gehen", sagte Dzierzynski zu mir. „Wenn das dort klappt, dann kommen Sie gleich hierher. Ich beauftrage Sie mit der ersten Vernehmung."
Und er erklärte mir, was uns an diesem Tag gelingen mußte.

Am gleichen Abend besuchte ich den „Komödiantenkeller", ein populäres Literaten- und Künstlerkabarett, das sich in einem geräumigen Kellerraum befand. Gemeinsam mit meiner Begleiterin, einer Journalistin der „Iswestija" besetzte ich ein Tischchen und verlor mich, wie ich wähnte, inmitten der zahlreichen Besucher. Es war Sonnabend. Gespannt beobachteten wir die sehr verschiedenartigen „Komödianten".
Auf der Bühne erschien ein beleibter älterer Mann in altmodischem Kneifer mit festen, wie beiderseits von Zahngeschwüren aufgeblähten, geröteten Wangen; er trug einen buschigen Schnurrbart zum ergrauten spanischen Spitzbart. Er galt in den liberalen Kreisen der Volkstümlerzeitungen als Gelehrter. Seine Rede hatte etwa folgenden Inhalt:
„Äste und Laub des Baumes Rußland sind welk, aber die Wurzel lebt. Es wird ein rauhes Staatswesen der sparsamen Bäuerlein sein, das der überflüssigen Schnörkel und Verzierungen entbehrt, aber es wird ein Staatswesen sein!"



„Mit den Bolschewiki, Professor, oder ohne dieselben?" vernahm ich plötzlich eine trokkene, belustigte Stimme in meiner Nähe, doch ich konnte den Sprecher in dem Moment nicht feststellen.
„Aber meine Herrschaften . . . Aber, meine Lieben! Bitte, ohne Politik!"
Die nächste Berühmtheit kam in die Saalmitte: Es war der Dichter Igor Sewerjanin. Er nahm lächelnd je einen Kerzenhalter in die Hände und zitierte, die bronzenen Leuchter schwenkend: „Die Kunst ist unterdrückt, bekennen wir's! Die Kunst ward überschattet vom Krieg! Was aber soll'n wir Dichter tun in Räuberzeiten, wir Dichter, deren Leier zärtlich blieb?"
„Schmach und Schande! Die russische Intelligenz muß sich schämen für Sie!" rief eine Frauenstimme am anderen Ende des Saals.
„Ganz richtig, Sinaide Nikolajewna! Stimmt genau!" pflichtete ihr die bereits bekannte trokkene, scharfe Stimme des Mannes, der vorher den Professor gefragt hatte, ob er „ein Staatswesen mit den Bolschewiki oder ohne dieselben" wolle. Jetzt erklang die Stimme dicht neben mir. Ich wandte den Kopf und erkannte sofort Serebrow. Neben ihm stand ein anderer Mann mit großflächigem, glattrasiertem Gesicht; ein ausländischer Typ. Seine Wangen hatten Grübchen, die Nase war kurz, und die Oberlippe schien von einem Wespenstich angeschwollen. Erregt überlegte ich: wußten unsere Leute schon, daß er hier ist? Und ich ärgerte mich, daß ich nicht bemerkt hatte, wann und mit wem er den Keller betreten hatte.
Mit Grabesstimme las jetzt ein Reimer mit grauem Struwwelhaar irgendwelchen Stuß vom auferstandenen ländlichen Gott, von unberührter Heimat und dergleichen mehr. Noch ehe er sein geistiges Bekenntnis geendet, erschienen auf der Schwelle des Kellergewölbes drei junge Männer in Uniform. „Tschekisten!" schrie jemand auf, und danach herrschte beklemmende Stille.
Der mir aus der Tscheka und von früher her aus der Parteiorganisation des Alexander-Nowski-Stadtbezirks bekannte Nikita Denissow betrat den Saal in Begleitung zweier Rotarmisten.
„Bitte Ruhe bewahren, Bürger!" erklärte Denissow. „Ich bitte Sie, auf den Plätzen zu bleiben. Nur eine Ausweiskontrolle, nichts weiter. Jeder Überprüfte kann sich dann wieder mit seinen eigenen Angelegenheiten befassen."
„Und wer nun keine Papiere bei sich hat?" schaltete sich eine Stimme prompt ein.
„Ihre Identität kann durch Ihre Genossen bezeugt werden", erwiderte Denissow gelassenen Tones. Danach erledigte er seinen Auftrag, der ihn hergeführt hatte.
Seit seinem Erscheinen hatte ich den Tisch, an dem Serebrow saß, ins Auge gefaßt. Ihm war weder Aufregung noch Unruhe anzusehen. Sein ausländischer Begleiter verhielt sich ebenso ge-

faßt. Serebrow erhob sich und legte seinen Stock auf den Tisch, um die Hände für den Griff nach der Brieftasche freizumachen. Ohne sich vom Fleck zu rühren, trank der neben ihm sitzende Ausländer seinen Riesling in kleinen Schlucken weiter, dann griff er nach dem Stock Serebrows und stellte ihn neben sich.
„Und Ihre Papiere?“ „Ihre?“ wandte sich Denissow weiter an die anderen Leute im Saal. Schließlich kam er zu Serebrow. „Ich bin Mitglied der Allrussischen Gesetzgebenden Versammlung“, empfahl sich dieser demonstrativ mit lauter Stimme.
„Treten Sie beiseite“, sagte Denissow zu Serebrows Erstaunen und wandte sich dann an den Ausländer. Der lächelte nur höflich und sagte mit Schauspielermiene: „Ich bin Untertan Seiner Majestät des Königs von England und Mitarbeiter der ‚Times‘.“
„Soso... Auf Beschluß der Allrussischen Außerordentlichen Kommission verhafte ich Sie.“
Rufe des Erstaunens und der Neugier wogten durch den Saal. „Herr Kommissar, das ist ja lachhaft!“ bemerkte Airquardt, die weißblonden Brauen hochgezogen.
„Stehen Sie auf!“ befahl Denissow.
„Na schön... Aber wo bleibt der Haftbefehl?“
„Da ist er“, und Denissow streckte ihm eine grüne Vollmacht aus seinem Mantelaufschlag entgegen. „Befehl für die Verhaftung des Bürgers Airquardt. Mit Unterschrift Dzierzynskis. Reicht das aus?“
„Oh nein!“ grinste der Ausländer und schob mit einer Handbewegung das Formular beiseite.
„Und warum nicht?“
„Weil... Sie können nur eine juristisch vorhandene Person festnehmen, Herr Kommissar. Eine lebendige Person“, sagte er, die Worte scharf betonend. „Aber Airquardt ist nur mein journalistisches Pseudonym. Und Airquardts gibt es viele. Mein richtiger Name ist Antonio Gelby. Und zu dessen Verhaftung besitzen Sie wohl keine Vollmacht?!“
Im Saal wurde anerkennendes Gelächter laut. „So ein Jammer, Mister Gelby“, sagte Denissow, meiner Ansicht nach eine Note zu niedergeschlagen. „Was machen wir denn nun?“ Da knöpfte er den Mantel schließlich auf, langte aus der Brusttasche seiner Militärbluse eine halb zerdrückte Zigarette heraus und noch etwas.
„Die russischen Bolschewiki sind gern übereilig. Besonders Mister Dzierzynski“, sagte der Engländer mit geringschätzigem Lächeln.
„Da mögen Sie recht haben... Besonders wenn's wirklich eilig ist!“ stimmte Nikita Denissow belustigt zu und reichte ihm den zweiten Haftbefehl. „Bitte, hier ist diesmal Ihr richtiger Name vermerkt. wie? Antonio Gelby, ja? Und hier haben Sie wieder die höchstpersönliche Unterschrift Dzierzynskis. Ist es seine Unterschrift auch wirklich? Übrigens, wenn Sie sich auf einen weiteren Namen besinnen sollten, vielleicht – Sidney Jackson?“ Bei diesen Worten zog er ein drittes Schreiben aus der Tasche und wies es vor. „auch für diesen Fall haben wir vorgesorgt. Tja, Mister, Sie haben zwar verschiedene Namen, aber unser Dzierzynski hat immer ein und denselben.“
Nikita Denissow brachte seinen Untersuchungsgefangenen in Feliks Edmundowitschs Arbeitszimmer. Airquardt stützte sich beim Gehen auf den Stock. In der anderen freien Hand hielt er eine braune Fohlenkappe, die zur Farbe des Mantels paßte. Beim Eintreten verneigte er sich kurz vor Dzierzynski. „Nehmen Sie Platz“, Dzierzynski wies auf einen Sessel, der neben einem Tischchen stand. Airquardt und Denissow setzten sich einander gegenüber. Der Engländer lächelte Denissow wie einen alten Bekannten zu, langte ein ledernes Notizbuch aus der Tasche und machte mit einem dünnen Bleistift einige Notizen.
„Was schreiben Sie denn da?“ fragte Dzierzynski.
„Oh, das Notizbuch eines Journalisten ist die Schatulle seiner Gedanken!“ ließ sich der Korrespondent der ‚Times‘ launig vernehmen. „Ich habe stenografisch knapp notiert, was Sie persönlich angeht, Mister Dzierzynski. Hier steht: Eine hochgewachsene, hagere Figur, geht im Soldatenmantel, den er lässig über die Schultern geworfen hat, weil es im Arbeitszimmer kalt ist. Die Militärbluse mit dem breiten Kragen ist durch zwei Knöpfe geschlossen. Sein Gesicht ist abgespannt, offenbar durch Erschöpfung. Und jetzt, da Sie zu sprechen anfingen, habe ich rasch notiert. daß der berühmte Mister Dzierzynski eine etwas spröde Stimme hat. Ist das immer so gewesen, oder rauchen Sie zuviel?“
Er benahm sich forsch wie ein erfahrener Zeitungsmann, der ein Interview veranstaltet, und ähnelte in nichts einem verhafteten Verbrecher.
„Sie sind außerordentlich neugierig“, fiel ihm Dzierzynski spöttisch ins Wort.
„Neugier ist mein Beruf“, erklärte Airquardt galant. „Wissen Sie, Mister Dzierzynski, jeder Engländer, der ins Ausland fährt, wechselt lediglich das Klima, nicht aber seinen Charakter oder seinen Beruf.“
„Wieso? Das stimmt nicht“, wendete Nikita Denissow mit Dzierzynskis schweigendem Einverständnis ein. „Sie haben Ihren politischen Charakter geändert. Oder wie erklären Sie sich sonst, Mister Gelby, der Sie bekanntlich im Hauptquartier Nikolais II. aus und ein gingen und auf der Seite des Zaren und seiner Politik standen, daß Sie zu Kerenskis Freund geworden sind. den Namen Sidney Jackson annahmen und damit gleich zum unzertrennlichen Freund des Zentralkomitees der Sozialrevolutionäre wurden.“
„Denken Sie, ich bin mir selbst untreu geworden? Oh nein!“
„Ganz richtig!“ schaltete sich Dzierzynski ein. „Stimmt genau. Der Zar, die Kadetten und die Sozialrevolutionäre – sie alle sind gegen die Freiheit des russischen Volkes, und Mister Airquardt ist bereit, mit allen Kräften und beliebigen Mitteln den Feinden unseres Volkes Vorschub zu leisten. In der Tat. Sie haben sich nicht



geändert, mein Herr. Eine ganz andere Frage ist allerdings ... *wem* Sie ..."
Wie in jenem nächtlichen Gespräch brach er ab mitten in dem Satz, der ihm wider Willen entfahren war, aber er fügte sogleich mit spöttischem Lächeln hinzu: „Sie treten gegen unser Volk, gegen unseren revolutionären Staat auf. Und zwar tun Sie das auf unserem Territorium, das muß ich betonen! Sie wissen, Mister Airquardt, was ich meine. Das wissen Sie nur zu gut. Für uns sind Sie ein Staatsverbrecher und nach unseren Gesetzen müssen Sie verurteilt werden. Der Vernehmende hat Ihnen Beweise vorgelegt, wir haben Sie entlarvt, aber Sie leugnen alles, als seien Sie ein wohltätiger Engel."
„Genosse Dzierzynski, er denkt, ‚Reden ist Silber, Schweigen ist Gold' ", warf Denissow ärgerlich ein und hob sich leicht aus dem Sessel.
„Aber wozu – da wir gerade von Gold reden – mußten Sie General Kaledin Gold an den Don schicken? Wir wissen auch davon, Airquardt. Das ist übrigens auch Ihrer Botschaft bekannt."
„Ich begreife überhaupt nichts mehr", bemerkte der Engländer achselzuckend. „Ich habe nicht die Ehre, zur Botschaft zu gehören." –
„Das ist uns ebenso bekannt. Sie gehören der Botschaft zwar nicht an, rechnen aber auf deren Unterstützung."
„Vielleicht", sagte Airquardt mit schiefem Lächeln.
Er steckte sein Notizbuch weg und hörte nun, die Hände über seinem Stockknauf gefaltet, Dzierzynski aufmerksam zu. Immer wieder wurden ihm antisowjetische Aktionen, an denen er teilgenommen hatte, nachgewiesen.
„All das, Mister Dzierzynski", antwortete Airquardt lächelnd, „was Sie als Anklagepunkte bezeichnen, sind meiner Ansicht nach lediglich politische Meinungsverschiedenheiten. Leugne ich diese etwa? Im Westen wird aber niemand deswegen abgeurteilt. Sie sind Vertreter einer Wahrheit, der Wahrheit des Meister Lenin, und ich halte mich an eine andere Wahrheit. Soll ich deshalb zittern und bangen, obwohl ich mich momentan bei Ihrer gefürchteten Tscheka befinde?"
„Wenn Sie wollen, können Sie zittern und bangen", rief Dzierzynski heftig aus. „Und zwar nicht nur, weil die Tscheka existiert. Es gibt weit Größeres auf der Welt: Lenin und seine Wahrheit!"
„Ich leugne ja nicht die Bedeutung Lenins. Viele westliche Politiker nehmen ihn ja sogar zur Kenntnis ..."
„Und doch zittern Sie vor ihm. Glauben Sie mir nicht, Airquardt?" warf Dzierzynski ein und fuhr sarkastisch fort: „Es heißt – Pythagoras – er war bekanntlich Heide – habe sein berühmtes Theorem aufgestellt und danach Jupiter 100 Büffel geopfert. Seit jener Zeit sagt man, zittert jeder Ochse auf Erden, wenn eine neue Wahrheit offenbar wird." Denissow und ich mußten laut lachen. Airquardt tat so, als müßte er ausgerechnet in diesem Moment sein

Fortsetzung auf Seite 83



IKA ELECTRICA

Hausgemeinschaft Karpiner Damm 2/3

DDR UNSER VATERLAND

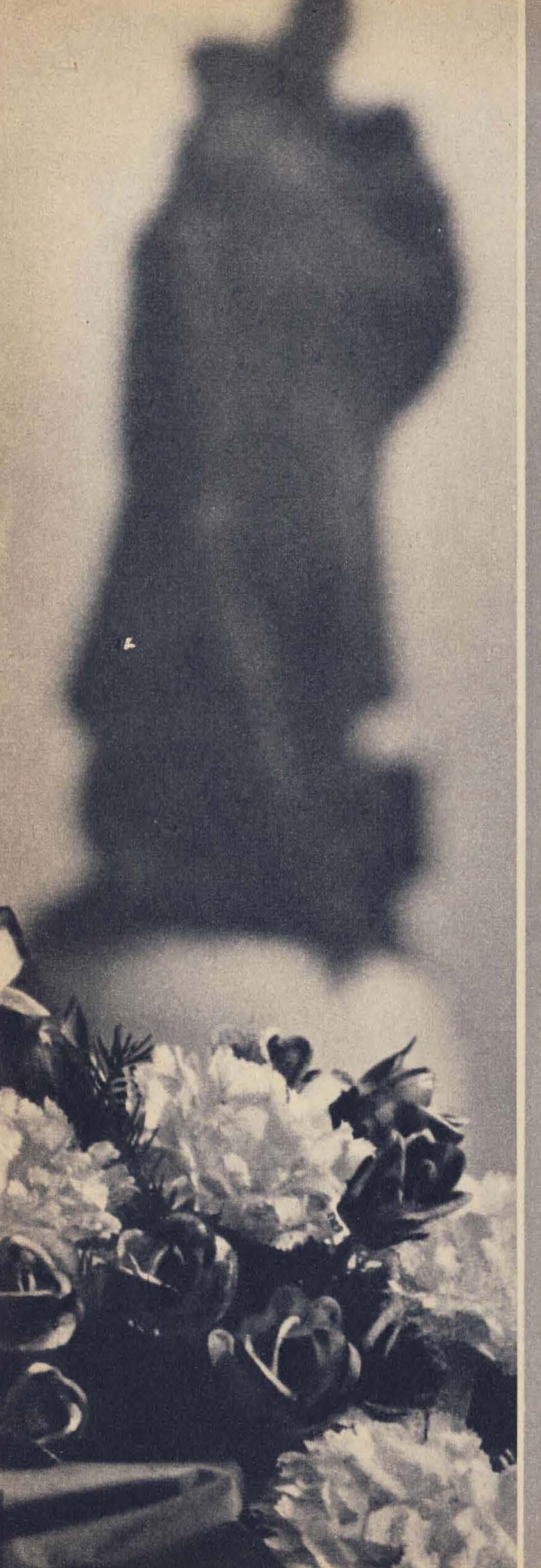
Das Blasorchester unter Leitung Kapellmeisters Oberleutnant Heiner Höcker

Aus unserer Garnisonstadt



Die Farben, mit denen das Stadtwappen gemalt wurde, sind erst seit fünfzehn Monaten getrocknet.
Vor dem Dreißigjährigen Krieg zählte das Anwesen Eggesin neun Bauernhöfe. Nach dem Krieg waren es noch drei. Fast dreihundert Jahre brauchte die Gemeinde, bis es hier Torfstechereien, Sägewerke, Ziegeleien und Kahnschiffahrt gab. Und noch heute erinnern Häuser, im Jahre 1753 erbaut, an die Geschichte der damals 13 Eggesiner Ziegeleien. Noch immer ist Eggesin eine Stadt mit vielen alten Häusern. Die Menschen aber sind jung. Ein Drittel der insgesamt 7000 Einwohner zählt noch nicht 25 Jahre. Freilich wird damals, als sich unsere Republik mit eigenen bewaffneten Kräften zu schützen begann, manch alter Eggesiner wenig begeistert gewesen sein, daß die Kreissägen Tag und Nacht nicht verstummten und Pferd und Wagen oftmals von schweren Kraftfahrzeugen verdrängt wurden. Kommt man heute nach Eggesin, fühlt man sich schnell inmitten einer wunderbaren Gemeinschaft, in der man zwischen „alten Eggesinern“ und den Soldaten der Volksarmee kaum noch unterscheiden kann.
An der Randow trafen wir Major Neuwaldt und „seine“ Kinder. Sie waren gerade bei der Jungfernfahrt mit ihren ersten selbstgebauten Booten. „Seine“ Kinder, das sind die Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft Modellbau, die Major Neuwaldt in vielen Stunden der Freizeit leitet. 36 Jahre ist er alt, seit 1950 lebt er in Eggesin. Aus dem ehemaligen Maler ist inzwischen ein Offizier geworden.
Die Karl-Marx-Straße wird eine der ersten Straßen Eggesins sein, die Gasanschluß erhält. Ein großer Schritt voran für die Bewohner des bis 1945 schier vergessenen mecklenburgischen Dorfes. Und alle Wege, die uns zu dieser Straße führen, haben ihre Bewohner – Angehörige der Nationalen Volksarmee – selbst gebaut, mit Schrittplatten versehen und betoniert.
Einer der heute schon fast zu den „Ureinwohnern“ Eggesins gehört, ist Stabsfeldwebel Wolfgang Hähnel. Als er nach Eggesin kam, gab es hier nur Wald und Feld, ein paar vereinzelte kleine Häuschen. Und er wußte damals nicht, daß er hier eine Familie gründen und eine neue Heimat finden würde. Sein Hobby in der Freizeit sind der Sport und die Zucht von Rassekaninchen. 42 dieser Prachthasen fanden wir in von ihm selbst gebauten Ställen. Seine Frau kommt aus dem nur 40 Kilometer entfernten Anklam und hat sich in Eggesin längst eingelebt. Wie sollte sie auch nicht, sind ja Uwe und Frank, die beiden Jungen, schon gebürtige Eggesiner. Seit einem Jahr besucht Uwe die Schule, und Vati arbeitet im Elternaktiv der Klasse mit. So ist, fast wie von selbst, auch aus dem aus Dresden kommenden Stabsfeldwebel (den noch ab und zu ein bißchen Heimweh nach der Elbestadt plagt) ein „alter Eggesiner“ geworden.
In der 8c der Allgemeinbildenden Polytechnischen Oberschule erleben wir eine Überraschung. Statt des Lehrers begegnen wir Oberstleutnant Arnfried Grabowsky. Er erteilt Unterricht in Geschichte und behandelt gerade die Situation in der Welt vor Ausbruch des Weltkrieges 1914–1918. „Die Klassenleiterin ist erkrankt und bald werden die Schüler, deren Paten wir sind, Prüfungen haben.“
Ein Stockwerk höher herrscht fieberhafte Unruhe: Abschlußprüfungen im Fach Russisch. Im Prüfungspräsidium der Vorsitzende des Elternbeirates, Oberleutnant Heinz Trautsch, selbst Vater von sechs Kindern. „Ohne ihn“, erfahren wir vom Direktor, „wäre die Arbeit des Elternbeirates für uns nicht denkbar.“
Karpiner Damm 2 und 3 wohnen elf Familien. Offiziere, Unteroffiziere, Arbeiter aus dem nahegelegenen Betonwerk, Lehrer, Kindergärtnerinnen, Hausfrauen. Sie alle sind irgendwann einmal in das Dorf Eggesin gekommen, sie alle haben ihren Teil beigetragen, Eggesin zur Stadt heranwachsen zu lassen. Einmal im Monat treffen sie sich, um über aktuelle politische Fragen zu sprechen, sich Lichtbilder anzusehen oder auch nur, um gemeinsam zu feiern. Ihre vielen Aufbaustunden will ich hier nicht nennen, doch ihre 1055,– MDN für das kämpfende Vietnam kann ich nicht verschweigen.
Der Bürgermeister kann stolz sein. Auf die junge Stadt, die schon heute neben den beiden Betonwerken einen Großbetrieb der holzverarbeitenden Industrie mit einem selbständigen Sägewerk und eine der größten gärtnerischen Produktionsgenossenschaften des Bezirkes Neubrandenburg ihr eigen nennt. Im ersten Halbjahr dieses Jahres schufen die Eggesiner 530 000 MDN zusätzlich zu ihrem Plan, Mittel, mit deren Hilfe sie sicherlich schon bald die geplante Bibliothek, die Sparkasse und vieles andere bauen werden . . .
Der Unteroffizier Paul-Dieter Juckel kam erst vor einem Jahr. Seine Verlobte ist eine „alte Eggesinerin“ und arbeitet als Operationsschwester im nahegelegenen Krankenhaus in Torgelow. Sie gehört zu jenen, die noch die alte und damals einzige Eggesiner Schule besuchten. Heute gibt es hier drei Oberschulen, und das ist noch zu wenig.
„Für Sie“, erklärt uns Astrid lächelnd, „mag Eggesin noch längst nicht das sein, was man eine Stadt nennt. Für uns jedoch ist ihr Wachsen täglich spürbar. Schauen Sie nur, da drüben die neue Apotheke und das Ambulatorium, hier zwei moderne Betonwerke und die neue Post, dort Neubausiedlungen und die ersten großstädtischen Häuser. Natürlich, für die kulturelle Betreuung könnte etwas mehr getan werden. Alles, was damit zusammenhängt, liegt noch immer nur in den Händen der Nationalen Volksarmee. Sie lädt uns zu ihren Klubabenden, zu Tanz, Vorlesungen und vielen anderen Veranstaltungen ein. Und dann bedenken Sie – unsere Stadt ist doch erst ein Jahr alt . . .“

Ursula Tintemann



Der Jahrestag der Oktoberrevolution ist – genau besehen – ein doppeltes Jubiläum. Die einen Jubilare sagten schon vor 50 Jahren: „Die ‚Russen' sind da!" und sie meinten damit: Die „Russen" sind die Gipfelstürmer einer neuen Zeit. Heute heißt es nachgerade Chemieprodukte in jenes Land schaffen, dessen chemische Produktion vor 50 Jahren noch zu 34 Prozent aus Gummischuhen bestand; es bedeutet wohl Holz in die Taiga oder erstklassige Flugzeuge zur Luftparade nach Domodedowo schikken, wenn man noch extra betont, daß die „Russen" in diesem 50. Jahr der Sowjetmacht voll da sind!

Doch jene anderen nicht jubelnden Jubilare wollen im 50. Jahr ihrer Antisowjethetze ihre Untertanen noch immer mit Blindheit schlagen. Damit sie sich noch einmal mit den „Russen" schlagen. Sie bringen den Oktoberstürmern keine Blumen, sondern werfen mit Dreck. Und würden es am liebsten mit Atombomben tun. Ihr Ruf lautet: „Alarm! Die Russen sind da!" und ist als Weckruf bei nächtlichen Alarmübungen der Bundeswehr zu hören.

Wenn der Bundeswehrsoldat im Pionierbataillon 511 in Passau dient, hat er des Tags bei einer Vereidigung sogar den Oberstleutnant Roth gegen die Annahme des Leninpreises durch Pastor Niemöller wettern hören, „einen Preis mit dem Namen", wie Roth röhrte, „mit dem die Vernichtung von unzähligen Menschen und ganzen Völkerschaften verbunden ist, so daß die Annahme eines solchen Preises nur identisch sein kann mit dem Bekenntnis, zumindest im geistigen Bereich, zum Massen- und Völkermord."

Vielleicht hat der Bundeswehrsoldat auch erlebt, wie auf dem Schießplatz der leitende Offizier eine Dame mit den Worten ermunterte: „Denken Sie, die Scheibe wäre ein Russe, dann werden Sie schon treffen!"

Ein Geist – wie damals 1942 in Rußland!

Aber gibt es nicht den Kommandeurbrief 1/63 des Generalinspekteurs der Bundeswehr, in dem die Offiziere angehalten werden, sich in den Methoden der „Auseinandersetzung mit dem Kommunismus" zu mäßigen und im Gefechtsschießen nicht mehr summarisch von „bolschewistischen Untermenschen", „Iwans" oder „Russen" zu sprechen? Also offiziell nicht – wie damals 1942 in Rußland?

Damals im Januar des 25. Jahres der Oktoberrevolution hieß die Aufforderung: „Komm mit Kamerad!" für den Wehrmachtssoldaten: „Komm, wir türmen!" Zur geistigen Erwärmung in der „russischen" Kälte erhielt er die Soldatenillustrierte: „Komm mit Kamerad", deren zweites Januarexemplar 1942 auch uns heutige noch erwärmt.

Schon damals 1942 in Rußland stand, wie wir lesen können, das „anständige, pflichtbewußte Europa im Kampf gegen den Bolschewismus". Die SS-Soldatenverbände in Westdeutschland behaupten also nicht zu unrecht, daß ihre Truppe einst Vorläufer der NATO war.

Und wer nicht schon alles, damals 1942 in Ruß-

„Die ‚Russen' sind da!"

Von Oberstleutnant Heinz Huth

land, in ihren Reihen mitmarschierte! „Die Dichtung Goethes, die Musik Mozarts, der feurige Atem Schillers, – nichts von alledem fehlt in diesem großen Gesamtschicksal der deutschen Nation im Kampf um ihr Dasein und um ihr niemals zu veräußerndes Recht an Raum und Zeit."

Daß die Kiesingers heute oft nicht einmal andere Formulierungen haben als – damals 1942 in Rußland!

„Komm mit Kamerad" fand damals in Rußland ein sowjetisches Schullehrbuch der deutschen Sprache. Hatten die Russen Goethe und Schiller auch für sich in Besitz genommen?[1] „Komm mit Kamerad" deckt etwas anderes auf, unter anderem ein Lesestück über Hamburg: „Was für eine Stadt! Dieser gewaltige Hafen – diese Ozeanriesen! ... Und das alles wird einmal uns gehören. In den Handelshäusern werden einmal die Führer der sozialistischen Planwirtschaft arbeiten ... Einmal wird von allen Dächern dieser Häuser, von allen Masten unsere rote Fahne wehen ..."

Der Zukunftstraum eines deutschen Antifaschisten? Oder eine böswillige Erfindung der Finder? Das wissen wir nicht. Schwarz auf weiß aber haben wir die Schlußfolgerung des „Komm mit Kamerad": „Da läuft den Sowjets ... das Wasser im Munde zusammen ... Sie haben Appetit auf Hamburg, die Herren Sowjets."

Wie vertraut diese Worte aus dem 25. Jahr der Oktoberrevolution in ihrem 50. Jahre klingen. „Schutz unserer Heimat und Schutz Europas vor dem vordringenden Sowjetrußland, das ganz Europa sich unterwerfen will", so hatte bereits der Dr. Adenauer an der Wiege der Bundeswehr 1956 deren Aufgabe verschleiert. Und bis auf den heutigen Tag heißt es: „Einen Nationalismus, der sogar die Unterwerfung anderer Völker anstrebt, nennen wir imperialistisch. Imperialisten waren zum Beispiel Napoleon und Hitler. Auch die heutige Politik der Sowjetunion ... ist imperialistisch."[2] Und wie der Imperialist Hitler behaupten sie, daß die KPdSU „unseren Staat und unsere Gesellschaftsordnung" bedroht.[3]

So wird das Gespenst des Kommunismus an die Wand gemalt, um Angst und Schrecken zu erzeugen – wie 1942 in Rußland. Aus der Zuversicht und der Einsicht der Kommunisten, daß einst überall in der Welt die Arbeiter rote Fahnen auf die Regierungsgebäude pflanzen werden, wird eine latente sowjetische Bedrohung gemacht – wie 1942 in Rußland.

In einem weiteren Lesestück sprechen sowjetische Schüler von ihren Berufswünschen. Über einen Schüler, der Arktisforscher werden will, lautet das arrogante Nazi-Urteil: „Wer angibt hat mehr vom Leben!" Ein Mädchen will „Agronomie" studieren. „Dann wird sie – das weiß sie jetzt schon! – einige interessante Versuche machen wie Lissenko, der verschiedene Getreidesorten gekreuzt hat. – Warum auch nicht? Man kreuzt in der UdSSR bekanntlich auch Menschen – wie Tierrassen und erzeugt ganz nette Bestien."

Und 25 Jahre später?

„Der Sowjet-Mensch soll ein Roboter ohne eigenen Wert und damit auch ohne Freiheit und Individualität werden."[3] Der Kommunismus bedrohe „jeden einzelnen von uns in seinem Mensch-Sein: Er will den Menschen als Person zerstören."[3] Schließlich und endlich sei der Hauptleitsatz der KPdSU: „Der Mensch ist ein Tier mit Verstand!"[4]

Dort die Bestie und hier das Tier. Zur Erzeugung der Angst gesellt sich also die Verteufelung des angeblichen Aggressors, damit der Soldat folgsam marschiert, wenn es wieder heißt: „Komm mit Kamerad!" – wie damals 1942 in Rußland ...

Hat sich gar nichts geändert im Arsenal der notorischen Antikommunisten? ▶

Oh doch!



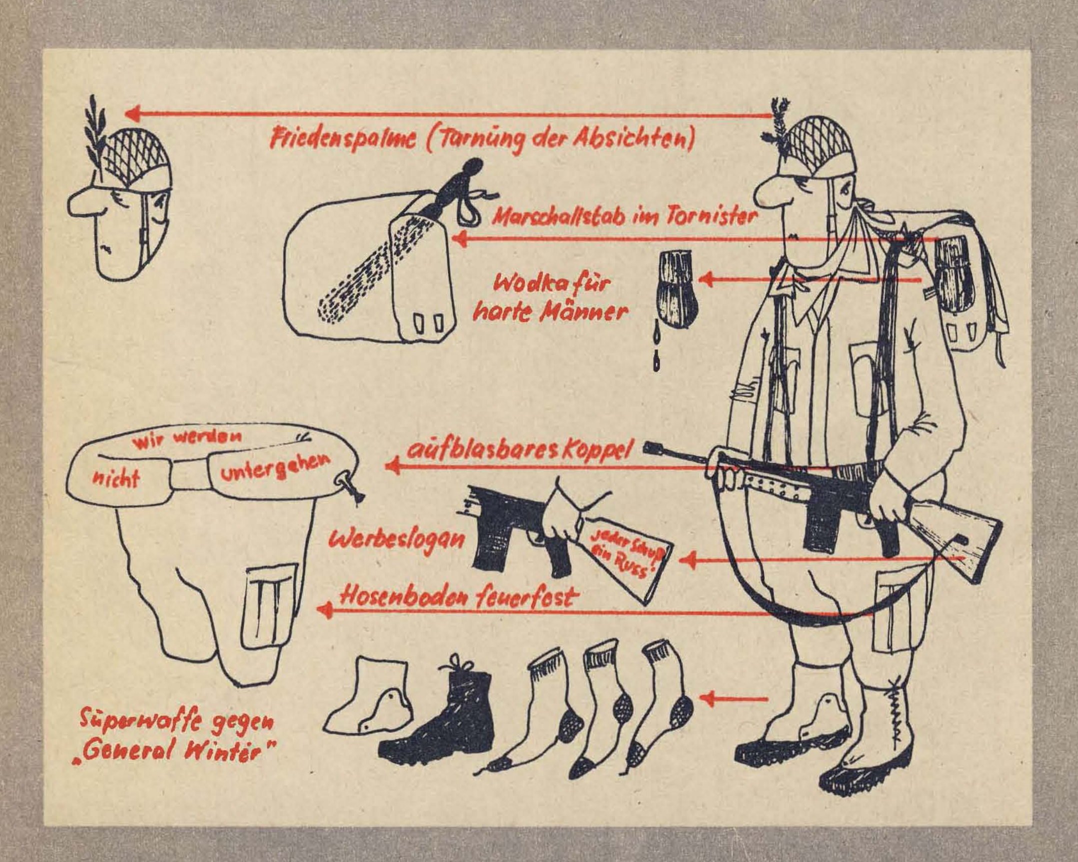
„Reservistenübung"
Zeichnung
aus „Soldat der Berge",
Garmisch-Patenkirchen

Die Form des Stahlhelms hat sich gewandelt und auch die Methode des Schießens. Es ist beim Einzelkämpfer nicht mehr der Karabiner, sondern die MPi. Und gewandelt haben sich teilweise auch Form und Methoden der geistigen Waffen. Sie reden nicht mehr so beschwörend vom „bolschewistischen Untermenschen", obwohl sie – wie wir sahen – von den Ausflügen in die Zoologie nicht ganz lassen können. Sie können im 50. Jahr der Oktoberrevolution die Sowjetunion auch nicht mehr als „Koloß auf tönernen Füßen" darstellen.
Im „Komm mit Kamerad" hieß es über ein angebliches Lesestück, in dem Suppe mit einer Konservenbüchse verteilt wird: „Nicht einmal eine Suppenkelle – das ist der Anfang aller Barbarei". Heute gibt man zu, daß z. B. die in der DDR stationierten sowjetischen Verbände „politisch zuverlässig und mit modernster Bewaffnung versehen sind und hervorragend ausgebildete Soldaten besitzen."[5]
Aber gerade damit bedrohe der Kommunismus „nicht nur unseren Staat und unsere Gesellschaftsordnung, sondern jeden einzelnen von uns in seinem Mensch-Sein."[3]
So kommt es heute auf das gleiche hinaus: Der Antikommunismus als Rauschgift, damit der Bundeswehrsoldat willig folgt, wenn es wieder heißt: „Komm mit Kamerad!" – wie damals 1942 in Rußland.

„Komm mit Kamerad" druckte seinerzeit auch diesen Aphorismus: „Ein guter Krieger ist schnell wie der Hase, greift an wie ein Wolf und verteidigt sich wie ein Eber."
Die Schnelligkeit eines Hasen ist zu beachten, und – beim alten Brehm – Wölfe und Eber sind gefährliche Tiere. Aber ein guter und besserer Krieger ist, wer für eine gerechte Sache einstehen kann.
„Alarm, die Russen sind da!" heißt es heute in der Bundeswehr bei Nachtübungen – als Vorbereitung zum: „Kamerad, komm mit!" Wir sagen: „Die Russen sind da!" hier in der DDR, an unserer Seite, und das Kind im Arm des Soldaten ist Symbol für den Schutz, den sie dem neuen Leben im weitesten Sinne geben.
Und deshalb werfen die einen – gefährlich, aber nicht allmächtig – mit Dreck, und deshalb bringen die anderen Blumen. Und so ist der Jahrestag der Oktoberrevolution eigentlich ein doppeltes Jubiläum: ein Feiertag der friedlichen Sieger und ein Trauertag der aggressiven Verlierer.

---

[1] Noch im Bürgerkrieg wurde „Kabale und Liebe" vor Rotarmisten aufgeführt.
[2] Information für die Truppe 5/66
[3] Schriftenreihe Innere Führung, Reihe Bolschewismus
[4] Information für die Truppe, 2/64
[5] Soldat und Technik, 11/66



Soldaten schreiben für Soldaten

Hilfe in "höchster" Not

Die Episode, die ich zu erzählen habe, paßt ja eigentlich nicht zu dem guten Ruf, den unsere Einheit bei unserer Bevölkerung in der Stadt und bei den sowjetischen Genossen in der Nachbarkaserne genießt. Andererseits – so schlimm ist die Sache nun auch wieder nicht. Kurz und gut, es waren fünf Mann im Ausgang gewesen und trabten im Laufschritt, weil die Zeit knapp war, auf der Landstraße, die von der Stadt zu unserem Objekt führt, zurück. Plötzlich stellt einer fest, daß er seine Uhr im Waschraum des Restaurants liegengelassen hat. Fünf Minuten dorthin, fünf Minuten wieder hierher – der Genosse würde zu spät ins Objekt kommen. Die anderen beschließen, auf ihn zu warten. Zwar kommen nun alle mindestens 10 Minuten zu spät, aber im Stich lassen kommt nicht in Frage. Er saust also los, und die vier machen eine Rauchpause und schimpfen weidlich. Da brüllt einer: „Ich hab's. Die Freunde werden uns helfen!“ Die anderen begreifen gleich, was er meint. Die Kaserne unserer sowjetischen Freunde liegt an derselben Landstraße, ungefähr vier Kilometer weiter befindet sich unser Objekt. „Sie haben immer einen Einsatzwagen fahrbereit, sie können uns hinbringen!“ Erst lachen die anderen, dann erscheint ihnen der Vorschlag gar nicht so dumm. „Aber was sagen wir ihnen? Von uns kann keiner ein Wort russisch, und bevor wir ihnen begreiflich gemacht haben, worum es geht, ist die Zeit auch verflogen, die wir noch haben. Außerdem ist es eigentlich eine Frechheit.“ Sie reden noch hin und her, da erscheint unser Mann wieder auf der Bildfläche. Die Uhr hat er, na, gottseidank. Also los, die Beine in die Hand genommen. Im Laufen teilen sie ihm ihre Absicht mit. „Du hast uns die Sache eingebrockt, nun laß dir mal was einfallen, wie wir den Freunden das schnell plausibel machen!“ – „Kein Problem“, sagt er, verrät aber nicht, was er vorhat. Die fünf kommen am Tor der Freunde an. Plötzlich knickt unserem Uhrverlierer ein Bein ein, er hinkt zum Gotterbarmen. Die anderen feixen und haben verstanden. Auch der sowjetischeTorposten erfaßt sofort die prekäre Situation. Hier tut Hilfe not! Es dauert nicht eine Minute, da hieven sie ihren „Verletzten“ auf das sowjetische Einsatzfahrzeug und ab gehts. Nach ungefähr zwei Kilometern hält der Wagen plötzlich an. Sechs weitere Soldaten von uns steigen schmunzelnd auf. Sie haben gewinkt, und der Fahrer hat sie auch noch mit aufgelesen. Noch zweimal passiert dasselbe, so daß überpünktlich, d. h. eine Viertelstunde vor der Zeit ein ganzer Zug Soldaten vor dem Objekt abspringt. Die Soldaten umringen den Fahrer, bedanken sich herzlich. Schließlich faßt sich einer, der unterwegs mit zugestiegen ist und dem man im Wagen alles erzählt hat, ein Herz und erklärt in gebrochenem Russisch dem sowjetischen Genossen den wahren Sachverhalt. Jener stutzt erst, dann lacht er und sagt: „Egal, wir Russen unseren Freunden helfen immer, wenn nötig!“

"...das prima Druschba!"

Unser Schießplatz und der Schießplatz der sowjetischen Freunde liegen unmittelbar nebeneinander. Wenn beide Einheiten gleichzeitig ihre Plätze benutzen, befinden sich unsere Absperrposten und die sowjetischen fast an den gleichen Stellen. Eines Tages, es war im Januar und ziemlich kalt, stand ich Absperrposten direkt am Schießplatz, und wenige Meter von mir entfernt, im sowjetischen Abschnitt, stand auch ein Soldat und hantierte an einer kleinen Feuerstelle herum, um sein Mittagessen aufzuwärmen. Während bei uns nämlich die Posten mittags eingezogen werden und wir alle gemeinsam an einem bestimmten Platz unser Essen einnehmen, ist es bei den sowjetischen Genossen anscheinend üblich, daß man ihnen ihre Mahlzeit in einer Schüssel oder in einem Topf direkt in den jeweiligen Postenbereich bringt. Daher also die Feuerstelle bei meinem Nachbarn und sogar eine aus rohem Holz gezimmerte Sitzbank nebst ebensolchem Tisch, die wohl seine Vorgänger zusammengezimmert

hatten. Ich kann ein bißchen russisch sprechen, und so nahmen wir miteinander Kontakt auf. Er konnte auch ein paar deutsche Worte. Plötzlich machte er mir verständlich, ich solle doch mal auf das Essen über dem Feuer aufpassen, er wolle sich noch etwas Brot beschaffen. So stand ich denn allein. Ich hatte bereits zu Mittag gegessen, aber man muß sich die Situation einmal vorstellen: Das Feuer knisterte anheimelnd, und aus dem Topf stieg mir, der ich einigermaßen fror, ein verführerischer Duft in die Nase. Und Hunger hat ein Soldat immer. Ich schnupperte mehrere Male, und plötzlich überkam es mich: „Mußt doch mal kosten, was sie so essen", dachte ich, holte mein Eßbesteck hervor, nahm den Deckel ab und tauchte meinen Löffel in eine zünftige Borschtsch-Suppe. Ich kostete einmal, ich kostete zweimal – es schmeckte großartig. Drei, vier Löffel voll nahm ich noch zu mir, ehe ich mich zusammenriß und bedauernd den Deckel wieder aufsetzte. Ich marschierte wieder einige Schritte nach links, einige Schritte nach rechts, aber immer wanderte mein Blick wieder zu dem Topf, in dem es leise summte. Ich trat wieder heran, um die Glut etwas auseinanderzuziehen, damit das Essen nicht überkochte. Und wieder sog ich unwillkürlich diesen Duft ein, und wieder übermannte mich das Verlangen, „nur noch einmal" zu kosten. Langer Rede kurzer Sinn – ich machte das noch zweimal und war selbst erschrocken, als ich feststellen mußte, daß nur noch der Boden mit Suppe bedeckt war. Dreiviertel des Inhalts hatte ich „gekostet". Na, ganz wohl war mir zwar nicht zu Mute, aber irgendwie würde mein sowjetischer Kamerad schon darüber hinwegkommen. Er kam, schaute in den Topf, sah mich entsetzt an und fragte: „Nun, wo ist . . .?" Ich bemühte mich, die Sache ins Lustige zu ziehen, und er nahm es dann auch hin. Aber man merkte ihm an, daß er sich selbst sehr auf sein warmes Essen in dieser Kälte gefreut und nun eine ziemliche Enttäuschung erlebt hatte. Er nahm das Brot, brach es in zwei Teile und reichte mir die eine Hälfte mit den Worten: „Da, das du auch mitessen, Kamerad." Er sagte das so traurig und doch so freundlich, daß ich mich nun doch sehr schämte und ihm das auch zeigte. Da winkte er ab und klopfte mir auf die Schulter: „Nun, egal – ich essen oder du essen, egal, wir Kamerad."

Es wurde Abend, und ich machte mich auf, um meine Abendverpflegung zu empfangen. Ich organisierte mir noch ein anständiges Stück Wurst und ein bißchen Käse, marschierte eilig zurück und drückte ihm wortlos alles in die Hand. Erstaunt guckte er mich an, dann legte sich ein breites Lächeln auf sein Gesicht. Er umarmte mich und radebrechte: „Du von mir essen, ich von dir essen, das gut, das richtig prima Druschba!"

Soldat Joachim Wendel



"Wer den Schaden hat..."

Unser Wachdienst ging zu Ende. Wir Bereitschafts- und Ruheposten erhielten den Befehl, das Wachlokal zu säubern. Wie das so ist, man will schnell fertig werden. Soldat G. stürzt also zur Besenkammer, schnappt sich eiligst als erster den Pappeimer mit Bohnerwachs und beginnt, in Windeseile den Fußboden des Schlafraumes zu bearbeiten. Er ist schon ganz schön vorangekommen, da betritt ein anderer Genosse den Raum, guckt auf den Eimer und fragt: „Womit bohnerst du denn ein, das ist doch Marmelade?!"

Amüsiert richtet sich Soldat G. auf und sagt: „Das ist wohl 'ne neue Masche, um mir den Eimer abzujagen, was? Nee, nee, mein Lieber, erst mache ich hier fertig, dann kannst du das Bohnerwachs kriegen."

Der andere tippt sich vielsagend an die Stirn: „Du spinnst doch! Ich muß gar nicht einboh-



Illustrationen: Harri Parschau

nern, aber das ist doch Marmelade; bitte, schau dir das Etikett an." Soldat G. spürt die Überzeugtheit in den Worten des anderen, und einige Wespen, denen er bisher keine Beachtung geschenkt hat, geben ihm denn doch zu denken. Er richtet sich auf, stippt mit dem Finger in den Eimer, leckt zaghaft und erbleicht. „Tatsächlich, schmeckt süß!" Dann springt er wie von einer Tarantel gestochen auf, reißt die Tür auf, die ins Wachlokal führt und schreit wütend: „Welches R ... hat denn den Marmeladeneimer in die Besenkammer gestellt?" Alles lacht und johlt. Es stellt sich heraus, daß ein anderer Soldat der Sünder war. Weil der Eimer beim Frühstück zu viele Wespen angelockt hatte, war er kurzerhand in die Besenkammer verbannt worden. Da sich die Marmeladenpappeimer und die Eimer mit Bohnerwachs gleichen wie ein Ei dem anderen, mußte Soldat G. nun seinen Irrtum und seine Hast mit einer zusätzlichen mühseligen Arbeit bezahlen. Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.

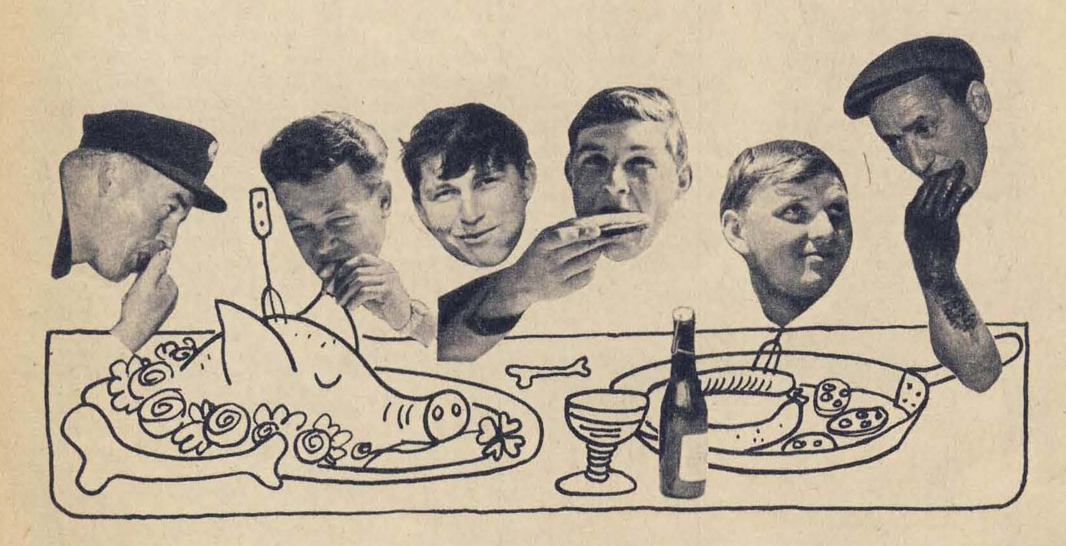
Soldat Rainer Lebbers

"Hallo, was ist denn schon wieder los?"

Auf dem Kommandeurspult im Gefechtsstand unserer Hubschraubereinheit stehen rechts und links je ein Telefon. Das rechte dient dem Diensthabenden Offizier des Gefechtsstandes, das andere benutzt sein Gehilfe, ein Soldat. Zur Erklärung des Folgenden muß ich noch hinzufügen, daß unsere Einheit zwei räumlich voneinander getrennte Objekte besitzt, die auch ihr eigenes Telefonnetz haben. Eines Tages gibt der Diensthabende Offizier seinem Gehilfen neben ihm den Auftrag, die Nummer 70 des – nennen wir es so – Objekts I anzurufen und etwas auszurichten. Der Soldat wählt jedoch unbewußt und irrtümlich die „70" des Objektes II, just die Nummer des Diensthabenden Offiziers neben ihm. Der Offizier nimmt den Hörer ab, ohne zu merken, daß der Ruf von seinem Nachbar ausgegangen ist, und da er sich in einer anderen Beschäftigung gestört sieht, sagt er ärgerlich: „Ja, hallo, was ist denn schon wieder los; ich habe zu tun!" Der Soldat, ebenfalls ahnungslos, sagt forsch: „Genosse, dafür kann ich nicht. Melden Sie sich gefälligst mit Name und Dienstgrad. So verlangt es die Vorschrift!" Der Offizier, leicht verlegen, nennt gehorsam und laut seinen Namen: „Hier spricht Major E.!" Da begreift der Soldat die Situation, nimmt erschrocken den Hörer vom Ohr und schaut verdutzt nach rechts. Major E. hat seinerseits ebenfalls gemerkt, was Sache ist, und guckt erstaunt nach links. Ein, zwei Sekunden starren sich die beiden Genossen verlegen an, legen dann beide wie auf Kommando die Hörer auf die Gabel und setzen schweigend ihre Beschäftigung fort, als ob gar nichts geschehen ist.

Hauptmann Ludwig Gittel





Schwein gehabt



Diese Einheit hat ein Schwein
und zudem aus sehr massiven
Gründen, Grund, vergnügt zu sein.
Denn das Schwein, obwohl noch klein,
hat pikante Perspecktiven.

Unser folgendes Portrait
zeigt das Ferkel nebst den Paten
von der nahen LPG,
diese schenkt der Volksarmee
hin und wieder solche Braten.

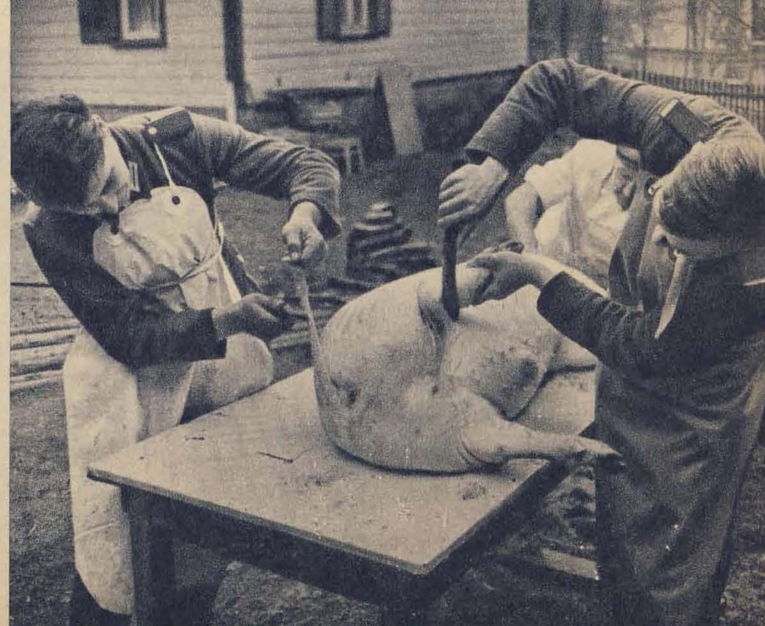
Ist der Weg zum Steak auch weit,
hier bemerkt der Bildbetrachter:
für Jolanthe wird es Zeit,
denn schon nahen tatbereit
Jägersmann und Schweineschlachter.

Einer macht sich an den Schwanz,
einer macht sich an die Haxen.
Unser Schwein ist zwar noch ganz,
bis zum Essen aber kann's
dummerweise nicht mehr wachsen.



Schlachtfeste, für die die Genossenschaftsbauern der LPG Wasserleben alljährlich durch Schenkung von Ferkeln den Grundstein legen, sind Tradition in der Grenzkompanie Hiller. Für die kostenlose Aufzucht und Schlachtung sorgen Förster Heinz Gerlach und Schlachter Paul Kurth. Heiße Rhythmen servieren Kollegen des FDGB-Orchesters Günter Schmelzer.





Schwein gehabt



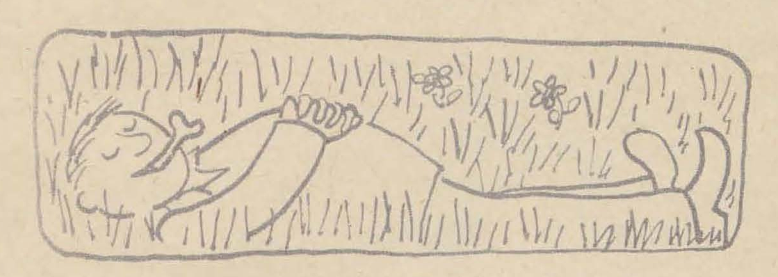


Mädchen bringen flink und schnell
das geselchte Fleisch vom Schweine.
Dieses tun sie offiziell
sonst im „Thälmann-Kurhotel“
und im Kurhaus „Heinrich Heine“.

Schließlich heißt es nach Genuß
jener Super-Schlachteplatte:
Präsentiert den Habitus!
Weil bewiesen werden muß:
Was man hat, ist keine Watte.

Hier bemühn nicht ohne Charme
sich zwei Mädchen wie Berserker.
Starke Männer sind ihr Schwarm.
Frauen haben's nicht im Arm,
sie sind anderswo viel stärker.





Zeichnungen: Paul Klimpke



Er gewinnt, frisch aus dem Topf
und gewürzt nach alten Kniffen,
den begehrten Schweinekopf.
Wäre doch der Wuschelschopf
rechts im Preis mit einbegriffen!

Und so sitzt beim Schlachtefest
man noch lang in froher Runde.
Um des Schweines tristen Rest,
den der Mensch so übrig läßt,
balgen sich die Hunde.

Hans Krause

Schwein gehabt





Zeichnung: Horst Bartsch

Auf dem Parteitag der russischen Sozialisten in London 1903 trat Lenin durch seine revolutionären Ideen und durch die Leidenschaft, mit der er seine Sache führte, stark hervor. Er konnte zwar seine Gegner nicht überzeugen; die Verhandlungen endeten mit der Spaltung der Partei in die beiden Gruppen der Bolschewiki und der Menschewiki. Aber der erfahrene Revolutionär Plechanow, der Lenin aufmerksam beobachtet hatte, bemerkte: „Lenin – das ist der Teig, aus dem die Robespierres gebakken werden."

*

Während einer Auseinandersetzung zwischen den Bolschewiki und Menschewiki sagte der Menschewik Dan von Lenin: „Welch ein Glück wäre es für uns, wenn er verschwände, wenn er sterben würde."
Man fragte ihn: „Woher kommt es, daß ihr alle ihm gegenüber zu einem solchen Grade machtlos seid, daß ihr den Tod zu Hilfe holen müßt?"
Dan erwiderte: „Deshalb, weil es nicht einen Menschen auf der Welt gibt, der sich wie er vierundzwanzig Stunden am Tage mit der Revolution beschäftigt, der an nichts anderes denkt als an die Revolution und der selbst im Schlaf nur von ihr träumt. Versuchen Sie doch, solch einem Menschen gegenüber recht zu behalten!"

*

Wo Wladimir Iljitsch auch lebte, in der Fremde, in der Emigration, er war immer bestrebt, seine Freizeit in der Natur zu verbringen. Jede freie Stunde – und sie waren gezählt in seinem Leben – verbrachte er an der Luft: in Wäldern, auf Bergen, an Flüssen und Seen. Aber auch im Freien arbeitete sein Hirn unausgesetzt. Wenn er durch die Wälder und in den Bergen wanderte, überlegte er ungestört, allein mit der Natur, seine künftigen Artikel, Bücher, Reden oder Diskussionsbeiträge. Einer seiner Freunde,

Anekdoten um Lenin

der ihn gut kannte, lüftete einst nicht ohne Humor das Geheimnis von Lenins Ausflügen ins Grüne: „Er steigt auf einen malerischen Berg, aber er denkt dabei nicht an den Berg, sondern an die Menschewiki!"

*

Bei seinem zweiten Aufenthalt in Deutschland wählte Lenin die Stadt München zu seinem Domizil. Im Lande des steinalten Bajuvarenhäuptlings Luitpold nahm man es nicht so genau. Dadurch gelang es Wladimir Uljanow, in München unangemeldet unter dem Pseudonym Meyer unterzutauchen und inmitten einfacher Menschen unbemerkt seine wissenschaftliche und politische Tätigkeit auszuüben. Im Februar 1901 verlebte Lenin in München zum erstenmal einen Karneval. Amüsiert beobachtete er das närrische Treiben, erfreute sich an den Larven und bunten Verkleidungen und ließ sich Wolken von Konfetti und Flitter über den Kopf rieseln. Ein bayrischer Genosse, der Lenin begleitete, berichtete ihm von der Vorliebe der Münchner, sich beim Karneval zu verkleiden, um einmal im Jahr ein anderer zu sein. „Ein hübsches Vergnügen", lobte Lenin, „aber wenn man sich Jahr für Jahr hinter einem fremden Namen verbergen muß, erscheint es mir vergnüglicher, wieder einmal sich selber spielen zu dürfen."

*

Die Anhänglichkeit am Gewohnten und die Angst vor dem unbekannten Neuen veranlaßte die Bewohner des Ortes Gorki bei Moskau, einige Zeit ihre geliebten Ölfunzeln gegen die geheimnisvollen Glühbirnen zu verteidigen.
Lenin ärgerten diese Ölfunzeln, mehr aber noch die Saumseligkeit der Funktionäre, die Einwohner von den Vorzügen des elektrischen Lichts zu überzeugen. Bei seinen wenigen Erholungsstunden in Gorki sorgte Lenin deshalb auch mit dafür, daß all die Glühbirnen aufleuchteten. Ein paar Wochen später, als Lenin wieder einmal in Gorki weilte, war der Strom unterbrochen. Lenins treuer Begleiter Ignati Wikentowitsch Pesan erregte sich über die Undankbarkeit der Bewohner von Gorki. „Jahrelang haben sie sich gegen das Glühlicht gewehrt, und jetzt, wo es ein paar Tage ausgefallen ist, schimpfen sie darüber."
Lenin beschwichtigte den Alten mit den Worten: „In wessen Kopf einmal ein Licht aufgegangen ist, in dem läßt es sich nur schwer wieder verlöschen."

*

Am 7. 7. 1917 erließ die zweite Provisorische Koalitionsregierung von Rußland einen Haftbefehl gegen Lenin. Lenin mußte in die Illegalität gehen. Zwei Bücher deutscher Autoren nahm er in sein Versteck mit: „Vom Kriege" von Karl v. Clausewitz und „Der Bürgerkrieg in Frankreich" von Karl Marx. Bereits in den Jahren 1913/15 hatte Lenin im Exil die Werke des berühmten deutschen Kriegstheoretikers studiert. Befragt, warum er gerade diese Bücher mitnahm, erklärte Lenin: „Es sind die wichtigsten Bücher, die ich kenne. Clausewitz unterweist uns in der Kunst des Kampfes und lehrt, wie die Macht errungen wird. Marx dagegen zeigt uns die Methode zur Beurteilung und Analyse politischer Konfliktslagen und vermittelt uns, wie die Macht anzuwenden ist."

*

Im Frühjahr 1918 sollte Lenin zu den Arbeitern eines Moskauer Werks sprechen. Da sein Auto muckte, entschloß er sich, die überfüllte Straßenbahn zu benutzen. Natürlich ließen ihn seine Begleiter nicht aus den Augen. Lenin drängte sich in die volle Bahn und wurde gegen einen Soldaten mit einem Gewehr geschoben. Dieser drückte Lenin sein Gewehr in die Hand und bat ihn: „Nur einen Augenblick, Väterchen, ich will mir nur eine Zigarette drehen."
„So unachtsam überläßt du dein Gewehr einem Fremden, Bruder?" fragte Lenin.
„Am liebsten stellte ich es ganz in die Ecke und ginge heim zu meinem Acker. Mein Pflug und mein Ochs brauchen mich", sagte der Soldat.
„Das wäre schlecht von dir, Bruder. Könnte nicht ein Feind dein Gewehr aufnehmen und es gegen dich richten? Dein Ochs und dein Pflug werden ohne dich auskommen, aber dein Gewehr nicht. Es braucht dich."
„Bist du etwa ein Feind?" brummte der Soldat. Er riß Lenin das Gewehr aus der Hand und maß ihn von oben bis unten. „Aussehen tust du bald so." –
„Glaub mir, Genosse", sagte Lenin, „es ist leichter, unter lauter Zerlumpten den Gutgekleideten herauszukennen, als unter lauter Gutgekleideten den Lumpen."

*

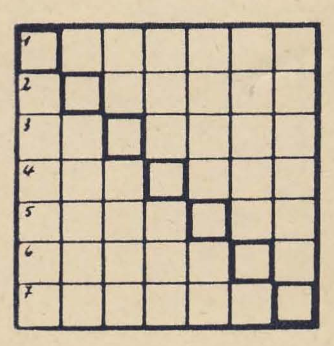
Durch Krieg und Revolution war das russische Transportwesen in Verfall geraten. Mehr als die Hälfte aller Lokomotiven stand im Herbst 1919 auf den Abstellbahnhöfen, zu nichts mehr tauglich als zur Verschrottung.
„In Kürze", sagte der Ingenieur Lomonossow bei einem Vortrag vor dem Obersten Sowjet, „werden es 75% sein. Dann erfolgt der gänzliche Zusammenbruch."
„Was kann man dagegen tun?" fragte Lenin.
„Nur ein Wunder kann helfen", erwiderte Lomonossow. „Aber es gibt keine Wunder." Alle Zuhörer schwiegen, aufs äußerste bestürzt über diese Auskunft. Erst nach geraumer Zeit nahm Lenin das Wort und sagte ernst: „Wir wollen trotzdem versuchen, ein Wunder zu tun."

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Sittenlehre, 4. Kartenwerk, 7. Vulkan in Ostafrika, 10. tschech. Volksschriftsteller, 13. Gesangsstimme, 14. männl. Vorname, 15. Getränk, 16. Wildrind, 17. Edelgas, 20. Mittelmeerinsel, 22. brachliegendes Grasland, 24. Nebenfluß des Mississippi, 26. Felsmassiv im Elbsandsteingebirge, 27. mongol. Viehhirt, 28. Einhufer, 31. Name des „Roten Admirals" von Kiel, 32. Stadt in Belgien, 34. opt. Gerät, 36. afrikan. Storchenvogel, 38. Hauptstadt der Mongol. Volksrepublik, 40. brasil. Arbeiterführer, 44. ehem. Minister d. DDR, Spanienkämpfer (1899–1961), 45. Stechmücke, 47. span. Währungseinheit, 49. Kunststoff, 52. Gebietsteil der Ind. Union, 54. musikal. Verzierung, 56. höchstes Organ der FDJ, 60. Kampfmittel der Arbeiter im Kapitalismus, 63. Gesangsstück, 64. Europäer, 66. Ränkespiel, 68. Strafstoß beim Fußballspiel, 69. Nebenfluß der Fulda, 71. Verteidigungsanlage, 73. russ. Mädchenname, 75. Hauptstadt Jordaniens, 76. Nebenfluß des Rheins, 77. seemänn. Längenmaß, 79. Bühnenwerk, 80. Niederschlag, 81. Stadt in der Grusin. SSR, 82. Nebenfluß der Aller, 83. Einbringen der Frucht, 85. deutscher Chemiker, 86. estn. Hafenstadt.

Senkrecht: 1. Sinnbild, 2. DDR Friedensfahrtteilnehmer 1967, 3. Stadt in Nigeria, 4. Stern im Sternbild Adler, 5. Meßgerät für Schiffsgeschwindigkeit, 6. Verwaltungskörperschaft, 7. Aufbewahrungsort für Feldfrüchte, 8. altes Längenmaß, 9. Skulptur des Naumburger Doms, 10. Landstreitkräfte eines Staates, 11. Satzung, 12. Fischfangschiff, 18. Antreteordnung, 19. dünnes flaches Gebäck, 21. Nebenfluß der Wisla, 23. Festtracht, 25. Gleichwort für Kopf, 27. Vorfahrt, 29. Teemaschine, 30. glänzender Farbüberzug, 33. Friedenssymbol, 35. Teilnahme an Staatsangelegenheiten, 37. Fluß in Flandern, 38. sowj. LKW, 39. sowj. Schriftsteller, 41. männl. Vorname, 42. Mineral, 43. Sowjetbürger, 46. deutscher LKW, 48. europ. Hauptstadt, 50. chem. Element, 51. eth. Begriff, 53. See im Norden der UdSSR, 55. Kletterpflanze, 56. Truppenschau, 57. Lederstreifen, 58. weibl. Gestalt der griech. Sage, 59. russ.: Friede, 61. Kremgebäck, 62. Staat der Ind. Union, 65. Kettengesang, 66. alkohol. Milchgetränk, 67. regelmäßig befahrene Verbindung, 70. Wasservogel, 72. Hauptstadt einer Sowjetrepublik, 74. arab. Hafenstadt, 76. soldat. Tugend, 78. Fluß in der UdSSR.

FÜLLRÄTSEL



1. Dienstkleidung, 2. Geschoß, 3. Kompaß, 4. Teil der Pistole, 5. Schlaginstrument, 6. Dienstgrad, 7. Eisenbahnfährschiff. Bei richtiger Lösung ergibt die stark umrandete Diagonale eine Betriebsmeß-, Regel- und Steueranlage der DDR mit Weltniveau. Zur Verwendung kommen die Buchstaben: aaaaaa b eeeeee f ggg ii j k lll mmmm nnnn ooo rrrrr ss tttt uu z.

1		2	■	3		4
	■	5	6		■	
7	8	■		■	9	
■	10		■	11		■
12		■	13	■	14	15
	■	16		17	■	
18			■	19		

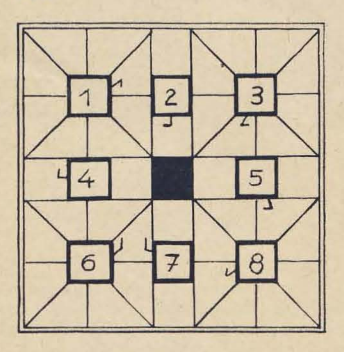
SILBEN-KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Textiltechnologie vom Weltruf, 3. Oper von Verdi, 5. Zeitraum von 10 Tagen, 7. Hauptstadt von Afghanistan, 9. glänzendes Textilgewebe, 10. Komponist der Operette „Paganini", 11. südamerikan. Hauptstadt, 12. Kreisstadt in Schleswig-Holstein, 14. nordafrikan. Hauptstadt, 16. lichte Weite eines Rohres, 18. belehrendes Gleichnis, 19. Maßeinheit der Wärmemenge.

Senkrecht: 1. grober russ. Tabak, 2. Zeitgeschmack, 3. Planet, 4. Pflanzengift, 6. Hauptstadt der Tatar. ASSR, 8. Tagesbericht, kurze Bekanntgabe, 9. Nebenfluß der Wolga, 12. Kontinent, 13. Düngesalz, 15. elektr. Krafterzeuger, 16. isoliertes Leitungsbündel, 17. Bad im Bez. Erfurt.

WABENRÄTSEL

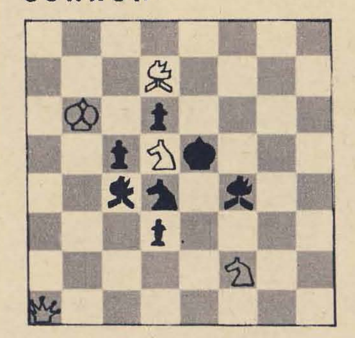
Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und laufen in der angezeigten Richtung um das Zahlenfeld. 1. Truppenteil, 2. europ. Hauptstadt, 3. sowj. Stadtkommandant von Berlin 1945, 4. militär. Führungsmittel, 5. Rückstand beim Keltern, 6. Verschanzung aus Pfahlwerk, 7. sowj. Tageszeitung, 8. deutscher PKW.



ZUM RECHNEN

Ein Kraftfahrzeug der NVA fährt täglich von seinem Standort zu einer 45 km entfernten Stadt.
Die Straßendecke war vor kurzem erneuert worden, dadurch erhöhte sich die Durchschnittsgeschwindigkeit um 5 km/h. Der Kraftfahrer benötigte vordem 6 Minuten Fahrzeit mehr.
Es ist die Durchschnittssgeschwindigkeit vor der Straßenausbesserung und die dazugehörige Fahrzeit für die Strecke zu berechnen.

SCHACH



Matt in vier Zügen (I. Dubrowsky)

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 9/1967

SILBENRÄTSEL: 1. Dosimeter, 2. Invasion, 3. Entgiftung, 4. Swerdlow, 5. Turbine, 6. Ungarn, 7. Norden, 8. Direktive, 9. Erfurt, 10. Diopter, 11. Edikt, 12. Rembrandt, 13. Einheit, 14. Norwegen, 15. Tender, 16. Stadion, 17. Chiffre, 18. Haubitze, 19. Eisenbahn, 20. Island, 21. Dienste, 22. Usedom, 23. Nikolajew, 24. Gaskammer – „Die Stunde der Entscheidung".

KREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht: 1. Moewe, 4. Berka, 8. Rigel, 12. Russe, 15. Amur, 16. Amman, 17. Gaze, 18. Poser, 19. Siele, 20. Pskow, 21. Chile, 23. Lese, 24. Kippe, 25. Nickel, 26. Dona, 29. Pas, 30. Olm, 32. Ilse, 34. Rallye, 37. Oregon, 40. Sasa, 42. Weser, 44. Stola, 46. Elen, 49. presto, 51. Erika, 52. Rabatt, 54. Ewer, 55. Lear, 56. Erkel, 57. Kadar, 58. Riga, 59. Inka, 61. Zetkin, 64. Magen, 66. Import, 69. Sure, 72. Alibi, 74. Engan, 76. Arie, 77. Ventil, 80. Tennis, 81. Kiba, 83. Aal, 85. Ate, 87. Saga, 90. Erebos, 93. Tatra, 94. Eibe, 96. Atlas, 97. Pilot, 98. Alarm, 99. Flame, 100. Stil, 101. Longo, 102. Lame, 103. Liste, 104. Koeln, 105. Enden, 106. Unita. – **Senkrecht:** 1. Moped, 2. Eosin, 3. Earl, 4. Bussole, 5. Erie, 6. Kolka, 7. Ameise, 8. Rapport, 9. Insel, 10. Egon, 11. Lawine, 12. Reck, 13. Spill, 14. Eleve, 22. Heine, 27. Amor, 28. Aras, 29. Peer, 31. Molar, 33. See, 35. Lwow, 36. Yser, 38. Rab, 39. Gut, 40. Spikes, 41. Sender, 43. Rimini, 44. Salami, 45. Orange, 47. Luksor, 48. Nilote, 50. Terz, 53. Team, 58. Rilla, 59. Inge, 60. Kinn, 62. Ern, 63. Kai, 65. Ente, 67. Pass, 68. Ring, 70. Uri, 71. Evora, 73. Balaton, 75. Antimon, 78. Tropik, 79. Garage, 81. Kraul, 82. Belos, 84. Atoll, 86. Talon, 88. Amati, 89. Omega, 91. Esse, 92. Silo, 94. Erle, 95 Efeu.

ZUM RECHNEN:

$R = x$; $R_1 = x + 1$; $R_2 = x + 16$

$$\frac{1}{x} = \frac{1}{x+1} + \frac{1}{x+16}$$

Nach Umformung ergibt sich:

$x^2 = 16$

$x = \pm 4$

a) Der Gesamtwiderstand ist $4\,\Omega$.
b) die Einzelwiderstände sind $R_1 = 5\,\Omega$ und $R_2 = 20\,\Omega$ groß.

KREISLEISTE: 1. Kreide, 2. Aliger, 3. Stille, 4. Seiner, 5. Bremen, 6. Ampere, 7. Martha – Kaliber.

NEUE BEGRIFFE: Ungarn, Ratte, Serie, Abort, Mosche, Arrest, Tanker. – URSAMAT.

SCHACH: 1. Dg4! Verstellungen und Linienöffnungen.

Bergepanzer „Leopard" (Westdeutschland)

Taktisch-technische Daten:

Masse	39,1 t
Länge	7400 mm
Breite	3250 mm
Höhe	2460 mm
Geschwindgkeit	62 km/h
Fahrbereich	700 km
Steigfähigkeit	60%
Uberschreitfähigkeit	3000 mm
Kletterfähigkeit	950 mm
Bergeeinrichtung	Winde, Kran 20 Mp, Räumschaufel



Der Bergepanzer ist vom Kampfpanzer „Leopard" abgeleitet worden. Anstelle des Turmes ist ein um 360° schwenkbarer Kranausleger angebracht. Am Bug befindet sich die hydraulische Räumschaufel. Am Heck des Fahrzeuges ist eine Transportvorrichtung für einen kompletten Antriebsblock montiert.

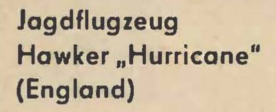
Minenleger Typ LSM/CMS (Beskytteren) (Dänemark)



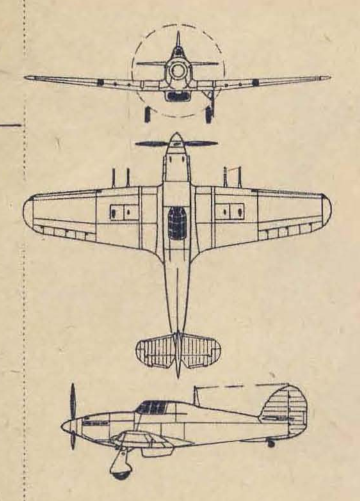
Taktisch-technische Daten:

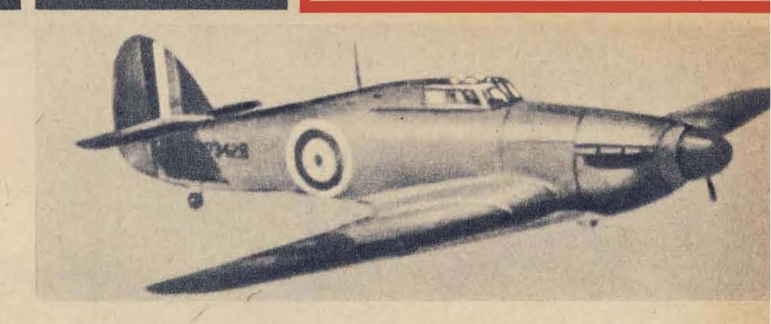
Wasserverdrängung	753 ts
Länge	62 m
Breite	10,5 m
Tiefgang	2,5 m
Höchstgeschwindigkeit	12 sm/h
Fahrstrecke bei 12 sm/h	2500 sm
Bewaffnung	8 × 40 mm Flak in Doppellafetten, 6 × 20 mm Flak, bis zu 120 Minen verschiedener Typen
Antriebsanlage	2 Dieselmotoren je 1400 PS, 2 Schrauben
Besatzung	70 Mann

Dieser Schiffstyp war als Landungsschiff gebaut und wurde später zum Minenleger umgebaut. Der geringe Tiefgang gestattet das Legen von Minen in flachen Gewässern. Der Minenleger ist geeignet zum Legen von Verteidigungsminensperren und Landungsabwehrsperren.



Jagdflugzeug Hawker „Hurricane" (England)





Taktisch-technische Daten:

Max. Flugmasse	3540 kg
Spannweite	12,19 m
Länge	9,84 m
Höhe	2,55 m
Höchstgeschwindigkeit	546 km/h
Steigleistung	15,0 m/s
Gipfelhöhe	10 850 m
Reichweite	1550 km
Triebwerk	1 Reihenmotor Rolls Royce Merlin XX, 1185 PS
Bewaffnung	4 Maschinen-Kanonen „Oerlikon" 20 mm; 2 × 115 kg Bomben oder 8 Raketen als Außenflügellasten
Besatzung	1 Mann

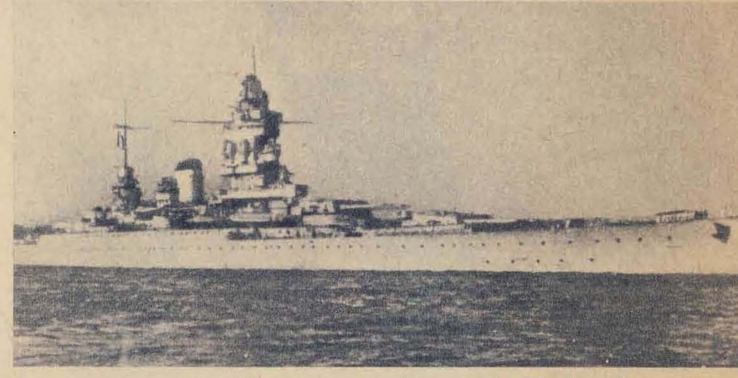
Die „Hurricane" bildeten einen großen Teil der britischen Tag- und Nachtjagdverbände. Das Flugzeug zeichnete sich durch große Wendigkeit und eine starke Kanonenbewaffnung aus.

ARMEE-RUNDSCHAU
10/1967

TYPENBLATT

WAFFEN DES
ZWEITEN WELTKRIEGES

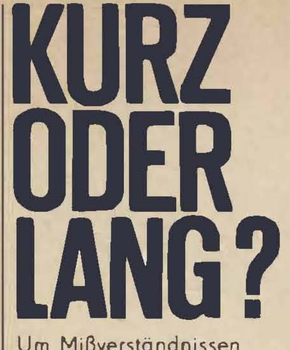
Schlachtkreuzer DUNKERQUE (Frankreich)



Taktisch-technische Daten:

Wasserverdrängung	26 500 ts; 35 500 ts maximal
Länge über alles	214 m
Breite	31,0 m
Tiefgang	8,6 m
Maschinenleistung	100 000 PS (auf Probefahrt 136 000 PS für 31,5 sm/h)
Geschwindigkeit	29,5 sm/h
Bewaffnung	8 Kanonen 33 cm in zwei Vierlingstürmen; 16 Flak in drei Vierlings- und zwei Doppeltürmen; 4 Fla-Maschinenkanonen 4,7 cm; 8 Maschinenkanonen 3,7 cm; 32 Fla-MG 13 mm (doppelläufig); 4 Flugzeuge
Besatzung	1381 Mann

Der Bau des Großkampfschiffes DUNKERQUE erfolgte nach den Bauplänen der britischen Schlachtschiffe NELSON und RODNEY. Die schwere Artillerie war auf dem Vorschiff aufgestellt. Dadurch wurde eine Trennung der Munitionsräume für die vorderen und achteren Türme vermieden und damit auch erhebliches Panzergewicht für diese Räume eingespart. Nachteilig war, daß bei einem Volltreffer die ganze schwere Artillerie außer Gefecht gesetzt werden konnte. Zum ersten Male wurden bei dem Bau der DUNKERQUE vier Geschütze in einem Turm zusammengefaßt.



Um Mißverständnissen vorzubeugen:
Hier ist von einer Kamera die Rede. Genauer gesagt vom Objektivprogramm einer Kamera.
Und da heißt die Antwort: sowohl als auch.
Lange Brennweite, mittlere oder kurze – das bestimmt die fotografische Absicht, das Motiv und nicht zuletzt Ihr eigener Stil.
Und Ihre Kamera.
Eine Kamera mit allen Raffinessen, jedoch unkompliziert und nicht zu teuer: die PRAKTICAnova



PRAKTICA nova

Echte einäugige Kleinbild-Spiegelreflexkamera 24 x 36 mm • Wechselobjektive 20 mm bis 1000 mm Brennweite (bis 300 mm mit Blendenvollautomatik) • Prismensucher mit hellem, seitenrichtigem und parallaxenfreiem Sucherbild • Fresnellinse mit Mikroprismenraster und Mattscheibenringfeld • Rückkehrspiegel • Schlitzverschluß (1/2 s bis 1/500 s) • Universelles Zubehör • Modell PRAKTICAnova B mit eingebautem fotoelektrischem Belichtungsmesser

Jetzt auch auf Teilzahlung!

Preis: 462,– MDN

VEB PENTACON DRESDEN

Entlarvt

Fortsetzung von Seite 61

Notizbuch hervorkramen, um die Worte des gefürchteten Bolschewiken zu notieren . . .
„Mister Airquardt", sprach Dzierzynski weiter, „Ihre Botschaft hat sich mit der Bitte an uns gewandt, die Sowjetregierung möge Sie freilassen. Da liegt das offizielle Schreiben. Allerdings ist darin nicht von Ihrer Unschuld die Rede, und das war sehr klug . . ." Er überflog das Vernehmungsprotokoll, das Denissow aufgesetzt hatte und sagte weiter: „Unterschreiben Sie hier, Herr Airquardt."
Der Angesprochene stellte seinen Stock beiseite, den er zwischen den Knien gehalten hatte und griff nach seinem Federhalter. „Ich werde aufmerksam durchlesen, was hier geschrieben steht . . ."
„Lesen Sie solange Sie wollen", bemerkte Nikita.
Er stand ruckartig auf, blieb mit dem Stiefel am unteren Quersteg des Sessels hängen, geriet so ins Wanken und riß den an die Tischkante gelehnten Stock Airquardts um. Rasch hob er ihn auf, behielt ihn aber in der Hand und ging nervös im Zimmer auf und ab. Der Engländer war zusammengefahren und wandte sich rasch nach ihm um.
„Ich kann Ihre Schrift so schlecht entziffern, Mister Denissow. Bitte, lesen Sie es mir mal vor." Diese plötzliche Unruhe Airquardts, sein ängstlich auf den in fremde Hände geratenen Stock gerichteter Blick – all das hatte Dzierzynski im Nu bemerkt.
„Helfen Sie ihm, Genosse Denissow", befahl er und nahm Nikita den Stock ab. Doch der Engländer unterschrieb hastig das Protokoll und murmelte etwas Unverständliches dabei. „Bitte sehr".
„Sie haben einen wunderschönen Stock", bemerkte Dzierzynski beiläufig. „Das Geschenk eines Freundes. Er stützt mein krankes Bein . . . Mister Dzierzynski, gestatten Sie, daß ich Ihnen eine gute Zigarette anbiete?"
„Ist aber ziemlich leicht . . ."
„Im Gegenteil, der Tabak ist erstklassig und stark . . ."
„Nein, ich meine Ihren Stock, Mister Airquardt. Zu leicht, um sich darauf zu stützen . . ." und er ließ bei diesen Worten den Engländer nicht aus den Augen. Plötzlich warf er mir das Prachtstück zu.
„Schauen Sie mal nach, mein lieber Kusin!" – „Läßt sich der Knauf abschrauben?" fragte ich, denn ich wußte erst in diesem Moment die Beobachtungsgabe unseres Chefs zu würdigen.
„Ich nehme an", gab Dzierzynski bescheiden zur Antwort.
„Vielleicht läßt er sich wirklich abschrauben", nickte der Engländer, der sich mit letzter Kraft bemühte, die Ruhe zu bewahren. „Mitunter sind solche Spazierstöcke sogar hohl."
Ich schraubte den fest sitzenden silbernen Knauf ab. Weil er so fest zugeschraubt war, beschädigte ich die hölzerne Schraubvorrichtung leicht. Der Stock hatte tatsächlich einen Hohlraum, aber der war leider leer. Eine genaue Untersuchung des Knaufs ergab das gleiche Resultat. Denissow vermochte seine Enttäuschung nicht zu verhehlen, während Airquardt erleichtert aufatmete.
„Da, nehmen Sie . . ." sagte Dzierzynski finster und streckte den in zwei Teile zerlegten Stock seinem Besitzer hin. „Und verzeihen Sie die Beschädigung. Wenn Ihnen dieser Stock als Erinnerungsstück an Ihren Freund so wertvoll ist, dann lassen Sie ihn hier; in einer Stunde haben wir ihn hier repariert", fügte er hinzu.
„Danke, er ist mir wirklich wertvoll, von jetzt ab auch als Erinnerungsstück an diesen heutigen Tag, Mister Dzierzynski, und deshalb behalte ich ihn lieber selbst."
Er nahm den Stock entgegen und barg den Knauf in seiner Manteltasche. Doch da, als wir unseren erfolglosen Zweikampf mit dem Feind schon beendet wähnten, vernahmen wir die vor Erregung belegte, fast heisere Stimme Dzierzynskis: „Legen Sie den Stock wieder hin, Airquardt! Jeder Stock hat zwei Enden!"
Und nun nahm er selbst den Stock dem sich verfärbenden Engländer aus der Hand und schraubte das untere, aus Metall bestehende Ende ab. Ja, jeder Stock hat wirklich zwei Enden! Und dieses zweite, untere Ende war ebenfalls hohl. Schon kamen einige kleine, zu Röhrchen gedrehte Papierchen zum Vorschein.
„Oho, was ist denn das?" rief Nikita, der Dzierzynski über die Schulter sah, erstaunt. „Blankovordrucke von Ausweisen der deutschen Botschaft . . . Feliks Edmundowitsch, das ist doch . . .
Ein gewisser Pawlow wird da zur terroristischen Tätigkeit gegen . . . Genossen Lenin angeworben!"
„Und was ist das?" Ich begriff nicht sogleich den Inhalt eines auf Zigarettenpapier aufgezeichneten Plans.
„Das, Kusin, ist der Lageplan. Erinnern Sie sich, das der Soldat den gleichen Plan gefunden und abgegeben hat? Na, was sagen Sie nun, Airquardt?"
In dieser Frage Dzierzynski schwang schon das Urteil mit . . .
Als wir wieder allein waren, sah mich Feliks Edmundowitsch lachenden Auges an und fragte: „Jetzt begreifen Sie wohl, Kusin, welch raffinierter Macht wir da einen tollen Streich gespielt haben?"
Ich staunte ob dieser einfachen Frage. Was gab es da noch zu verstehen?
„Nein", sagte er, „den Deutschen haben wir diesen Streich gespielt, den Deutschen! Airquardt war seit vier Jahren in Rußland, und all die Zeit war er Agent des deutschen Generalstabes. Auch gewissermaßen ein Stock mit zwei Enden . . . Die Engländer wußten nichts von alledem. Aber seit heute weiß es die Allrussische Außerordentliche Kommission, die berufen ist, die Revolution zu schützen!"

Aus dem Russischen von Sigrid Fischer



Herbert Rost

Neue Dessauer

Es war vor rund 250 Jahren, da sich der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau als Exerziermeister des preußischen Heeres den Namen „der alte Dessauer“ machte. Die Triumphklänge, die zum ersten Male geblasen und getrommelt wurden, als Leopold während des spanischen Erbfolgekrieges in Turin einmarschierte, nannte man später den Dessauer Marsch. „So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage ...“ begann der Text und versprach den Soldaten Branntwein und Mädchen. Die Kehrseite dieser Platte aber brachte selbst für das eigene Volk rund 250 Jahre nichts anderes als Trauermusik. 84 Prozent des alten Dessaus wurden am 7. März 1945 von amerikanischen Bombern zerstört. Was die letzten prominenten alten Dessauer preußischen Schlages nicht hinderte, mit eben diesen Amerikanern am 1. Juli zu verschwinden, so zum Beispiel den Dr. Crosseck, der es als einziger Direktor der Dessauer Waggonfabrik überhaupt noch so lange in Dessau ausgehalten hatte.

Ein „neuer Dessauer“, der da pünktlich am 1. Juli des Jahres 1945 in die Stadt einzog, war Oberst Romanjuk und wurde Dessaus erster sowjetischer Stadtkommandant. Ein neuer Dessauer dem Geiste nach begann damals auch der Schmied und ehemalige Soldat der Wehrmacht Rudolf Langer zu werden. Als er erst ein Jahr lebte, erlebte der Soldat Romanjuk bereits zwei

Wiedersehen mit Dessau

Ein Interview mit dem ersten sowjetischen Stadtkommandanten

Wie war das damals, als Sie Dessauer Stadtkommandant wurden?

„Ich sehe sie noch heute vor mir, diese zerstörte Stadt mit ihren ausgebrannten Straßenzügen, in denen es kaum noch Leben zu geben schien. Viele der Bewohner hatten sich bei unserem Einmarsch verkrochen, und ich fragte mich, ob es denn in Dessau wirklich so viele Faschisten gäbe, die Angst haben müßten, zur Verantwortung gezogen zu werden. Ich konnte mir das nicht vorstellen, denn das deutsche Volk war doch ein Kulturvolk, das Marx und Engels, Goethe und Schiller hervorgebracht hatte. Und dann spürten wir bald, daß diese anfängliche Zurückhaltung das Ergebnis der Goebbels-Propaganda war, daß diese Menschen von den Faschisten belogen und betrogen worden waren. Eine Frau sagte mir: ‚Als die Sowjetarmee einzog, dachten wir, das wäre das Ende.' Wir taten damals das, was sich auch als das einzig Richtige erwiesen hat: Wir sagten der Bevölkerung, daß wir nicht gekommen waren zu richten, sondern die Hauptschuldigen zu strafen, den anderen aber die Freundeshand zu reichen. Man mußte der Bevölkerung Zeit lassen zum Umdenken und ihr helfen, das Leben wieder in Gang zu bringen."

„Was waren Ihre vordringlichsten Aufgaben als Stadtkommandant?"

„Mich bedrückte damals die Not der Bevölkerung, vor allem der Kinder, und ich hielt es für meine erste Pflicht, eine geregelte Versorgung zu organisieren. Ich habe mich bemüht, Unordnung und Mißverständnisse zu beseitigen, dabei besonders den Wlassow-Banden energisch entgegenzutreten, die in Dessau besonders stark konzentriert waren und die Zivilbevölkerung durch Plünderungen und Übergriffe beunruhigten. Wertvolle Hilfe leisteten mir damals deutsche Genossen, wahre Aktivisten der ersten Stunde."

„Hatten Sie, als Sie Dessau verließen, geglaubt, daß Sie die Stadt einmal so wiedersehen würden?"

„Als ich zurückfuhr in die Sowjetunion, war ich fest davon überzeugt, daß unsere Saat aufgehen, daß dieses Volk, das ich im Prozeß der Arbeit als ein herrliches Volk kennenlernte, mit uns gehen würde. Über Tausende Kilometer hinweg habe ich die Entwicklung in Dessau aufmerksam verfolgt, mich über alle Fortschritte gefreut und mir im stillen gewünscht, diese Stadt, ihre Bevölkerung und vor allem die alten Genossen von damals einmal wiedersehen zu dürfen. Das alles ist in diesen Tagen so wunderbar in Erfüllung gegangen, daß ich noch ganz benommen bin von dem Großen und Schönen, was ich hier gesehen und erlebt habe, der Woge der herzlichen Freundschaft und der ehrlichen Wiedersehensfreude, die uns entgegenschlug. Es ist für mich eine große Ehre, daß man uns Alte von damals nicht vergessen hat. – Vier Kommandanten hatte Dessau insgesamt, aber mich, den ersten, hat man herausgefunden und eingeladen, obwohl ich schon seit Jahren pensioniert bin. Ich bin glücklich darüber, daß ich das alles so vorgefunden habe, diese schöne, moderne Stadt, die aus Ruinen auferstanden ist, und weiß nicht, wie ich den Dessauern dafür danken soll."

„Nicht Sie, Genosse Romanjuk, sondern wir haben zu danken für Ihren Besuch, der uns noch einmal deutlich den guten und richtigen Weg in Erinnerung gebracht hat, den Sie und Ihre Genossen uns damals bahnen halfen.

Revolutionen. 50 Jahre später wird er darüber in einem Brief an Rudolf Langer schreiben: „Im Sommer 1917 nach der Februarrevolution verbrüderten sich deutsche mit russischen Soldaten. Auch ich wurde ausgesandt. Bei dem Treffen ergriff und drückte einer dem anderen die Hände."

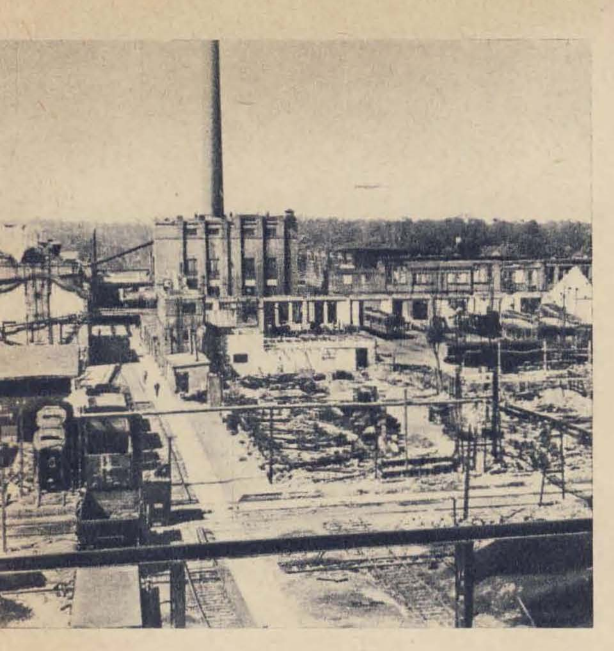
Zu dieser Zeit verzichteten in den Dessauer Waggonfabriken deutsche Arbeiter, obwohl auch bei ihnen Schmalhans Küchenmeister war, auf manches Frühstücks- oder Vesperbrot und steckten es einem der vielen im Werk arbeitenden Kriegsgefangenen zu. Von deutschen Klassengenossen erhielten die russischen Kriegsgefangenen auch die ersten Meldungen über die siegreiche Oktoberrevolution.

Rund 30 Jahre später, im Juli 1945, erhält Rudolf Langer einen „Ausweis", den er heute sorgfältiger bewahrt als seine Geburtsurkunde. Vier Oktavseiten sind auf Leinen geklebt, so daß ein Format von der Größe eines Briefbogens entstand. Ausgestellt aber ist dieser „Personalausweis" in Russisch, Englisch und Deutsch.

Rudolf Langer war damals vor den Toren Dessaus buchstäblich um die tägliche Scheibe Brot für die Gemeinde Waldersee auf Achse. Und bei Dessau konnte er mit sowjetischen und amerikanischen Truppen in Berührung kommen. Die ersten Begegnungen mit sowjetischen Menschen trugen viel dazu bei, daß aus ihm kein Wanderer zwischen den Fronten wurde.

„Ich war Gemeinderatsmitglied in Waldersee und erhielt an einem späten Abend, gegen 22 Uhr 30 den Auftrag, Quartier zu machen für 120 Freunde der Roten Armee. Ich hatte lauter Einzelquartiere vorbereitet, aber als sie dann ankamen und ich mit der Verteilung beginnen wollte, sagte ein Offizier: ‚Es ist schon spät, die Menschen wollen schlafen, bitte, wir gehen alle in ein Haus.' Und so geschah es dann auch. Sie schliefen alle, Soldaten wie Offiziere, in einem Lagerraum."

Ebenso begeistert spricht Rudi Langer von



Trümmer und ausgebrannte Waggons prägten 1945 das Gesicht des Werkgeländes.

Handwagen waren die erste Produktion nach Beendigung des Krieges. Sie wurden meist gleich am Werktor an vorbeiziehende Umsiedler verkauft.

Ein programmgesteuertes rollendes Kühlhaus kann man den Maschinenkühlwagen MK 4-UdSSR bezeichnen.

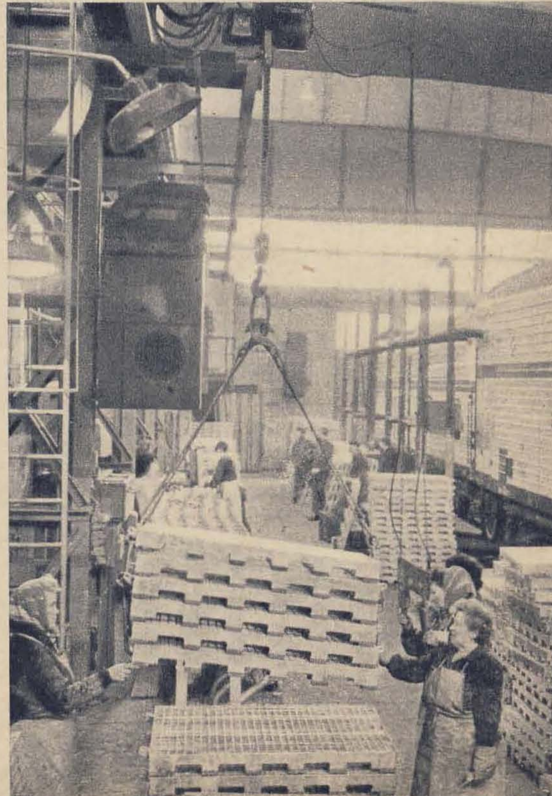
„Viktor", jenem sowjetischen Sergeant, der damals die Mühle von Waldersee kommandierte und dafür sorgte, daß das Leben im Ort in geordnete Bahnen verlief. „Wie oft hat Viktor, manchmal auch mit einem humorvollen Wort, manch Uneinsichtige meiner Landsleute mit seiner Großmut beschämt."

20 Jahre später treffen sich Oberst Romanjuk und Rudolf Langer wieder – in einer Halle, die von ohrenbetäubendem Lärm erfüllt ist, wo Kompressoren heulen, Schweißbrenner zischen, Metall auf Metall knirscht. Das ist in der Endmontage der Dessauer Waggonbauer, wo die Kühlzüge ihren letzten Schliff erhalten, bevor sie auf die lange Reise in die Sowjetunion gehen. Hier spricht der Schlosser und Lehrlingsbetreuer den Gast aus der Sowjetunion an, ohne daß es im „Protokoll" gestanden hätte, und an dem Briefwechsel, der seitdem zwischen beiden besteht, nimmt über die Betriebszeitung die ganze Belegschaft des Werkes teil.

Oberst Romanjuk hatte einst noch erlebt, wie in der halb zerstörten Waggonfabrik Holzkarren produziert wurden. 1946, als das Werk Sowjetische Aktiengesellschaft wurde, hatte die Belegschaft wieder eine klare Perspektive bekommen. Und die sowjetischen Betriebsleiter waren nicht nur Ökonomen. Ein sowjetischer Kapitän wie der, dem die Aufsicht über das Werk anvertraut wurde, erklärte: „Dem Begriff Besatzungsaufgaben geben wir unseren eigenen sowjetischen Inhalt. Wir sind Erzieher und Berater von Menschen, die wir selbst vom Faschismus befreit haben."

Als Oberst Romanjuk 1950 in die Heimat zurückkehrte, hatte im Waggonwerk die Spezialisierung auf Kühlwagen eingesetzt. Dennoch,





was er 1965 sah und hörte, war auch für ihn beeindruckend. Im Vorjahr war der 15 000. Kühlwagen an die Sowjetunion übergeben worden. Im Jahr seines Besuches wurden die ersten Prospekte für einen neuen Dessauer gedruckt, den Maschinenkühlwagen MK 4-UdSSR. Mit klimatisiertem Laderaum ist er auch in der Sowjetunion universell einsetzbar, wo Klimazonen durchfahren werden, die ständig wechselnde Bedingungen schaffen. Alle aus Dessau gelieferten Kühlwagen aneinander gehängt würden einen Zug ergeben, der die Hälfte der Zuglänge sämtlicher in Mitteleuropa laufenden Kühlwagen erreicht. Das Werk ist einer der größten, wenn nicht gar der größte Produzent von Kühlfahrzeugen auf dem Erdball. Vom Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe wurde den Dessauer Waggonbauern deshalb der Hauptteil der Verantwortung für die Weiterentwicklung von Kühlfahrzeugen anvertraut.

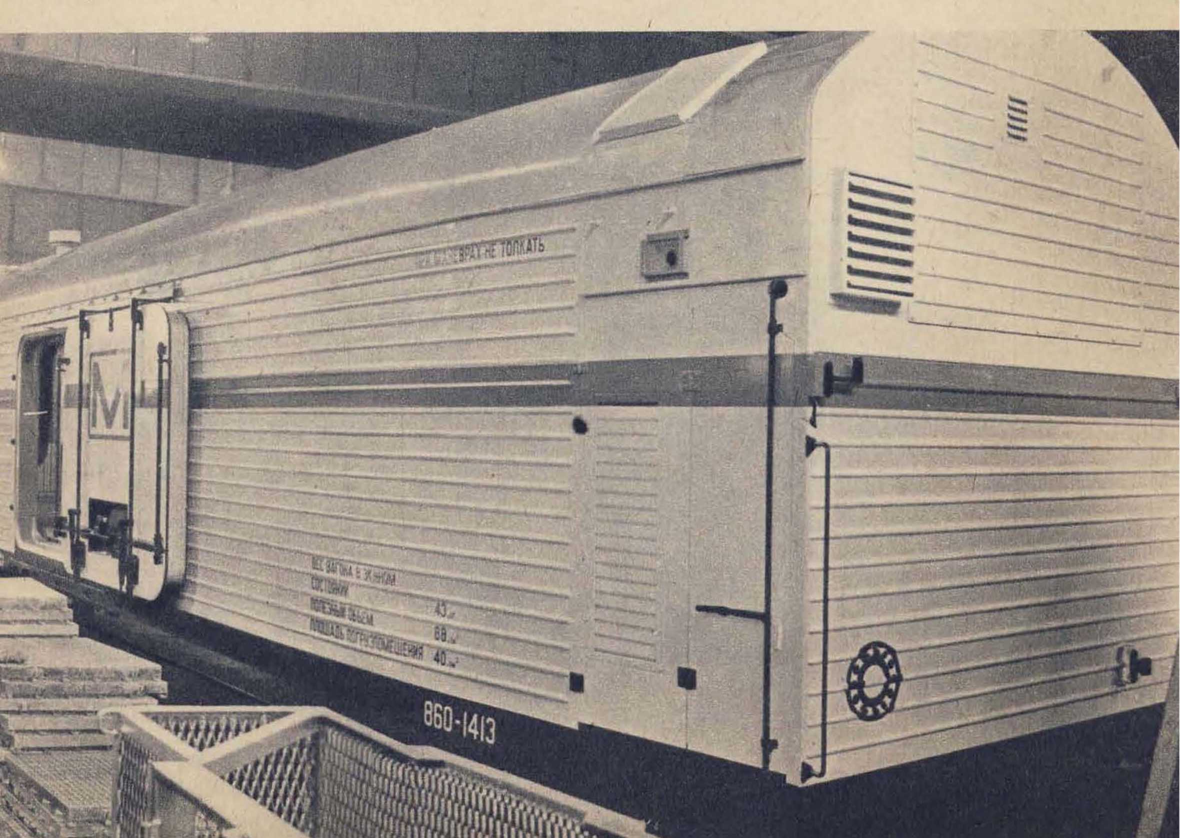
Doch Oberst Romanjuk erfuhr auch, daß der Weg nicht ständig bergauf geführt hatte seit 1950, da er Dessau verlassen hatte, und seit 1952, da der Betrieb Volkseigentum wurde. Als Rudolf Langer ein Jahr im Betrieb gearbeitet hatte, am 28. Juni 1958, hatten 12 000 Dessauer ein Fest mit Tagesfeuerwerk gefeiert. Der „alleinige" Grund aber war, daß das Werk nach Jahren zum ersten Mal seinen Plan erfüllt hatte, nachdem in den Vorjahren die Produktion sogar zurückgegangen war. Dieses Fest war noch einmal eine Erinnerung daran, welchen Schwung damals die sowjetische Generaldirektion entwickelt hatte, als das Werk noch SAG war. Die aufsteigenden Raketen an diesem 28. Juni 1958 waren aber auch der Beweis, daß die Schüler zu erfahrenen Leitern herangewachsen waren ...

Da wandern also seit dem letzten Besuch Oberst Romanjuks Briefe hin und her. Es ist nicht nur eine Freundschaft des Wortes, sondern auch der Tat. Rudi Langer und seine Kollegen versuchen sie zu besiegeln mit einer konstanten Einhaltung der Termine und der Qualität. „Auf der letzten Leipziger Messe erhielten unsere Kühlwagen die Goldmedaille", kann er berichten. „Und der Betrieb erhielt den Orden ‚Banner der Arbeit'. Na, ist das was?"

Aber Freunde stehen sich auch kritisch gegenüber. Genosse Wolkow, der sowjetische Abnahme-Inspekteur, macht kein Hehl daraus, daß sein schwarzes Notizbuch Beanstandungen enthält, seit er am Vormittag auf einer Kontrollfahrt einige Kühlwagen auf Herz und Nieren prüfte.

„Es gibt noch einige Mängel", sagt er, und einige Falten erscheinen auf seiner Stirn. „Manche Fehler ließen sich vermeiden, wenn sich jeder mehr für die Qualität verantwortlich fühlte." Aber Genosse Wolkow urteilt nicht nur kritisch, er schätzt die Leistungen der Dessauer Waggonbauer. Fast überflüssig noch hinzuzufügen, daß Genosse Wolkow am gesellschaftlichen Leben im Werk teilnimmt und auch persönliche Kontakte pflegt.

Heute künden die neuen Dessauer Wagen im Lande des neuen Dessauers Romanjuk vom Fleiß und dem Bewußtsein des neuen Dessauers Rudolf Langer und seiner Kollegen. Und so schloß Oberst Romanjuk seinen vorläufig letzten Brief an Rudolf Langer ab: „Was für einen dornenvollen Weg gingen doch unsere Völker zur brüderlichen Freundschaft. Wir müssen diese Freundschaft hüten wie unseren Augapfel."



Rucksack-artilleristen

Granatwerferschützen – Artilleristen oder Mot.-Schützen? Unsere Mitarbeiter Oberstleutnant Dressel (Text) und Major Gebauer (Foto) suchten und fanden Antwort.



Keuchend klettert die Granatwerferbedienung von Unteroffizier Hans-Dieter Köhler den Berg hinauf. Der Hang ist steil, die Last schwer. Vom Himmel brennt heiß die Sonne.

Soldat Günter Scholz, der Munitionsschütze, stapft einige Schritte hinter dem Werferführer her. Er schleppt die Bodenplatte, eine Last von immerhin 22 Kilo. Abwechselnd trägt er sie mal links, dann wieder rechts. Er muß sie in der Hand tragen, während die beiden anderen Genossen das Rohr und das Zweibein auf die Schultern nehmen können. Sorgfältig wählt er die Bodenfalten aus, wo er den Fuß fest aufsetzen kann, damit er mit der Last nicht nach unten wegrutscht. Schweiß quillt ihm unter dem Stahlhelm hervor. Die Kleidung klebt am Körper. Und die Steigung wird nicht flacher.

Da, endlich! „Stellung!" befiehlt der Werferführer. Ein schmaler Fußweg ist erreicht, der sich quer am Hang dahinzieht. Noch vier, noch drei, noch zwei Schritte. Günter Scholz wirft die Bodenplatte auf die Erde. Mechanisch fährt er mit der Hand in den Nak-





„Grundwerfer – der dritte!" befahl der Zugführer. Gefreiter Rimkus richtet den Werfer auf die ausgepflockte Grundrichtung aus.

Rechts oben: Gefreiter Schmerbauch stellt die vom Werferführer befohlenen Werte ein. Ladeschütze Soldat Bögelsack (links) achtet mit auf Genauigkeit.

Rechts unten: „Aufsatz 6 – 30, nach links 0 – 10, ein Schuß – Feuer!" Werferführer Unteroffizier Köhler errechnet die Werte nach der Schießtabelle.

ken, um den Schweiß abzuwischen. Doch schon stellt Gefreiter Heinrich Schmerbauch, der Richtschütze, das Rohr mit dem Bodenstück in die Kugelpfanne der Platte. Soldat Uwe Bögelsack richtet das Zweibein auf. Flink öffnet Günter Scholz die Rohrschelle, legt sie um das Rohr und verzurrt sie.

„Feuerbereit!" meldet der Richtschütze dem Werferführer. Die Bedienung kniet hinter dem Werfer und erwartet weitere Befehle.

Leutnant Heinz Wellner, der Zugführer, tritt hinzu und befiehlt eine Ausbildungspause. Die Schützen hocken sich ins Gras. Wir setzen uns zu ihnen. Unser Gespräch dreht sich um die Arbeit der Granatwerferbedienung. Sie ist keineswegs leicht, wie wir uns überzeugen können. Die Genossen tragen die weiße Waffenfarbe der motorisierten Schützeneinheiten, lösen aber vorwiegend artilleristische Aufgaben. Was sind sie nun wirklich? Artilleristen oder Mot.-Schützen?

„Unsere Waffenfarbe ist rot!" antworten die Soldaten spontan. Sie fühlen sich mehr als Artilleristen und sind stolz darauf.

Leutnant Wellner beurteilt die Sache realistischer. Wir sind natürlich beides, meint er. Und er sagt auch warum. Die Granatwerfer sind die stärksten Waffen, über die das Mot.-Schützenbataillon unmittelbar verfügt. Sie begleiten die Einheit bei allen Gefechtshandlungen, beim Angriff wie in der Verteidigung. Mit gezieltem Feuer halten sie gegnerische Feuerpunkte nieder. Der Werfer zeichnet sich besonders durch große Beweglichkeit und schnelle Feuerbereitschaft aus. Selbst im unwegsamen Gelände (Ortschaften, Wald- und Berggelände), welches für schwerere Artilleriewaffen nicht zugänglich ist, kann er eingesetzt werden. Für ihn gibt es keine „toten Winkel", er erreicht den Gegner selbst hinter starken Deckungen, wohin andere Schützenwaffen nicht schießen können.

Alles das erfordert von den

Granatwerferschützen hohes artilleristisches und auch infanteristisches Können. Das erkennen auch die Mot.-Schützen an, obwohl sie die Werferleute scherzhaft „Rucksackartilleristen“ nennen. Als zwei MPi-Schützen bei einem Gefechtsexerzieren einmal aushilfsweise die Bodenplatten schleppen mußten, waren sie schnell müde. Nie wieder, schworen sie sich, und sie waren froh, wieder auf ihren SPW steigen zu können.

Daß es gar nicht so einfach ist, den Granatwerfer in wenigen Sekunden feuerbereit zu machen, davon kann Soldat Scholz ein Liedchen singen. Als Munitionsschütze muß er u. a. die Rohrschelle um das Rohr legen und verzurren. Der Verschluß ist für einen Rechtshänder hergerichtet, Genosse Scholz ist aber Linkshänder. Anfangs verhaspelte er sich beim Verschließen der Schelle. Der Bedienung gingen wertvolle Sekunden verloren. Gefreiter Schmerbauch trainierte mit ihm deshalb oft in der Freizeit, bis er mit der rechten Hand den richtigen Griff heraus hatte.

Heute unterbieten alle Bedienungen regelmäßig die Ausbildungsnormen. Vom Gefechtsschießen kehrt der Zug fast nur noch mit der Note „Sehr gut“ zurück. Mehrfach wurde er in den letzten Jahren als „Bester Granatwerferzug“ des Truppenteils ausgezeichnet. Alle Genossen strengen sich deshalb an, diese Tradition würdig fortzusetzen.

Der 82-mm-Granatwerfer 37, mit dem der Zug ausgerüstet ist, wurde bereits 1937 in der Sowjetunion entwickelt. Er bestand seine Bewährungsprobe im Großen Vaterländischen Krieg. Ist der Kampfwert dieser Waffe angesichts ihres Alters geringer geworden?

„Keineswegs, im Gegenteil!“ schallt es uns von allen Seiten entgegen. Es scheint, als hätten wir mit dieser Frage den Waffenstolz der Werferschützen verletzt.

„Sehen Sie nach Südvietnam“, erklärt uns dann Gefreiter





Oben: Der „Gegner" hat sich auf einem Höhenzug festgesetzt. Von seiner Beobachtungsstelle aus leitet Leutnant Wellner (Mitte) das Feuer seiner Granatwerferbedienungen.

Links: „Feuer!" Bis zu 15 Granaten in der Minute können mit dem Werfer verschossen werden, vorausgesetzt, daß die Bedienung aufeinander eingespielt ist.

Rechts: Stellungswechsel durch eine Talsenke. Der „Rucksack" von mehr als 20 Kilo, den jeder schleppt, erschwert das Laufen.



Schmerbauch, der zu den Besten des Zuges zählt. „Dort haben die Freiheitskämpfer den gleichen Werfer. Aus dem Dschungel heraus überfallen sie damit plötzlich amerikanische Flugplätze und Stützpunkte. Über ihre Erfolge kann man alle paar Tage in der Zeitung lesen. Das ist doch ein Beweis dafür, daß unser Werfer auch heute noch eine durchaus zuverlässige und wirksame Waffe ist."

Leutnant Wellner hatte schon ein paarmal auf die Uhr gesehen. Die Ausbildungspause geht zu Ende.

„Stellungswechsel!" befiehlt der Zugführer. In wenigen Augenblicken zerlegen die Soldaten den Werfer in seine Hauptteile und sind schnell marschbereit. Wieder klettern sie die Anhöhe hinauf, schleppen ihre Lasten durch die Sommerhitze. Neuen Aufgaben, neuen Zielen, neuen Ausbildungserfolgenentgegen.

Rucksackartilleristen





HEFT 10
OKTOBER 1967
PREIS MDN 1,-

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Major Hansjürgen Usczeck · Anschrift der Redaktion: 1055 Berlin, Postschließfach 7986, Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Federowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Korolkow, Moskau; Major Jiří Blecha, Prag; Major Janusz Szymoński, Warschau; Oberst Jossif Schaulov, Sofia; Oberstleutnant Lasar Georgiev, Sofia; Hauptmann Rudolf Kutas, Budapest; Oberstleutnant Ion Nichifor, Bukarest · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postschließfach 6943. Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Bezug im nichtsozialistischen Ausland (einschließlich Westdeutschland und Westberlin) über den internationalen Zeitschriftenhandel, den Deutschen Buch-Export und -Import GmbH, DDR, 701 Leipzig, Leninstr. 16, oder den Verlag. Bezug im sozialistischen Ausland nur über den zuständigen Postzeitungsvertrieb · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: VEB INTERDRUCK III/18/97 · Gestaltung: Horst Scheffler.



Die Redaktion wurde am 1. 11. 1966 mit der „Verdienstmedaille der Nationalen Volksarmee" in Gold ausgezeichnet.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 7. August 1967

Fotos: Zühlsdorf (2) Titel, S. 3; Raddatz (1) S. 8; Progreß (5) S. 12, 13, 15, 40; Gebauer (33) S. 17, 19, 28, 29, 30, 31, 45, 47, 72, 73, 74, 75, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 96; Klöppel (2) S. 18, 45; Bach (1) S. 18; MBD (6) S. 20, 22, 23, 46, 48; Archiv (16) S. 27, 33, 52, 55, 56, 80, 81, 86; Gatschikow (2) S. 32, 34; Barkowsky (1) S. 39; Rowell (1) S. 41; Zentralbild (3) S. 43, 84, 87; Willmann (1) S. 51; Choldej (1) S. 53; Oserski (1) S. 53; Alpert (1) S. 54; Thienel (2) S. 64; H. Fiebig (1) S. 66.

TITELBILD: Auf Grenzstreife

STAR-Palette

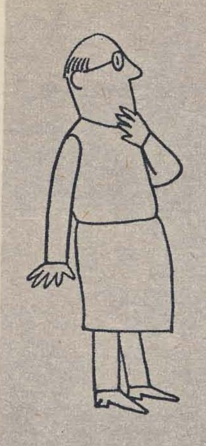
Junge Mädchen träumen gern. Ob aber die Träume Wirklichkeit werden . . ? Ute Lehmanns großer Kindheitstraum war es, Tänzerin zu werden. Zu äußern wagte sie diesen Wunsch nicht, er schien ihr unerfüllbar. Und doch ging er, wenn auch auf etwas andere Weise, in Erfüllung. Utes Liebe und Begabung für die Musik und den Sport waren nicht zu übersehen. An der Schule turnte sie und schaffte es dabei bis zur Leistungsklasse II. Als sie 1959 mit dem Studium an der Deutschen Hochschule für Körperkultur begann, kam sie mit einer Sportart in Berührung, die sie bis dahin nicht kannte, die ihr aber wie auf den Leib geschnitten schien. In idealer Weise konnte sie hier, in der Künstlerischen Gymnastik, ihre Musikalität und Bewegungsbegabung vereinen und ausdrücken. Mit viel Liebe und psychologischem Einfühlungsvermögen führte Frau Ehrbach, ihre Trainerin, Ute von der Anfängerin bis zur Deutschen Meisterin der DDR. Schon 1963 erreichte sie bei der ersten Weltmeisterschaft in Budapest einen guten 10. Platz, während ihr in der DDR bei den Meisterschaften ihre Konkurrentinnen Irene Binder, Heide Reinsch, Karin Lehmann und Renate Walkstein noch den Rang abliefen. Seit 1965 aber holte sich Ute Lehmann von neun möglichen DDR-Titeln sieben und bewies damit ihre Spitzenstellung unter unseren Gymnastinnen.

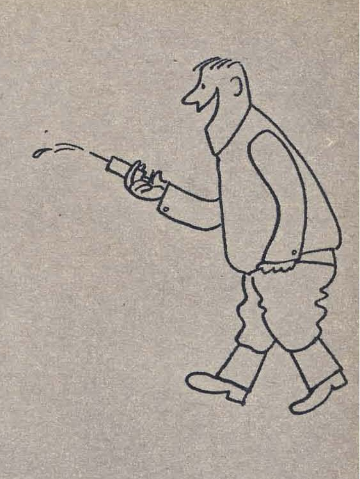


Sieht man die schlanke, grazile Frau bei ihrer Kür, Musik und Bewegung mit spielerisch-tänzerischer Leichtigkeit zu einem ästhetischen Genuß für den Zuschauer vereinend, ahnt man nicht, welch Fleiß, ja welche Arbeit dahinter steckt. Neben der tänzerischen, gymnastischen Ausbildung darf auch spezielle Kraft- und Ausdauerarbeit im Trainingsprogramm nicht fehlen. Wald- und Dauerläufe schaffen die nötige Kondition.
Auch im Beruf ist sie mit dem Sport verbunden. Als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Institut Sportfachliche Grundlagen der DHfK führt sie die angehenden Sportlehrerinnen in die Grundbegriffe der Gymnastik ein.
So werden manchmal Kindheitsträume wahr.

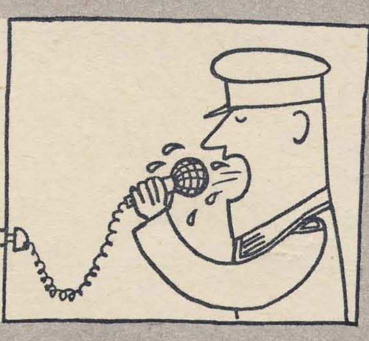
Wirth









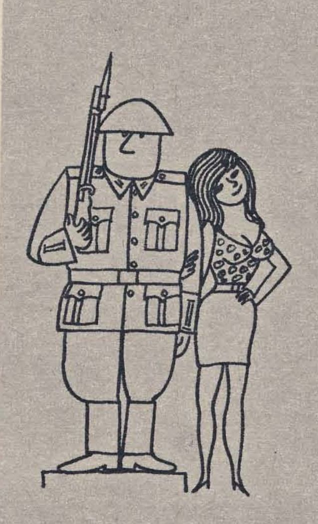


Bleib ruhig, Genosse!

meint

Paul Klimpke







Index 31 036

